
Pastoralblatt für die Diözesen
Aachen, Berlin, Hildesheim,
Köln und Osnabrück

Juli 7/2019

71. Jahrgang

Aus dem Inhalt

Andrea Kett

„Saturdays for future“

10 Jahre Ökumenischer Pilgerweg für Gerechtigkeit, Frieden und
Bewahrung der Schöpfung

Bruno Schrage

Digitaler Wandel

Eine christlich-caritative Chance!

Christina Kumpmann

„900 Jahre vor der Schöpfung“

Archäologie und die Bibel zwischen Historizität und Wahrheit

PASTORALBLATT

Inhaltsverzeichnis

Uta Raabe	
Von der Faszination des Augenblicks	194
<hr/>	
Manfred Glombik	
Religion in Europa	195
<hr/>	
Andrea Kett	
„Saturdays for future“	
10 Jahre Ökumenischer Pilgerweg für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung	200
<hr/>	
Ralf Knoblauch	
„Wir alle sind Könige“	
Respekt als christliche Verantwortung	206
<hr/>	
Bruno Schrage	
Digitaler Wandel	
Eine christlich-caritative Chance!	210
<hr/>	
Christina Kumpmann	
„900 Jahre vor der Schöpfung“	
Archäologie und die Bibel zwischen Historizität und Wahrheit	216
<hr/>	
Leserbrief	221
<hr/>	



Liebe Leserinnen und Leser,

die Europawahl ist soeben vorbei, die Auswirkungen bleiben noch abzuwarten. Auf diesem Hintergrund ist es durchaus anregend, über Europa und die Religion nachzudenken, kommt doch Gott – anders als im deutschen Grundgesetz – weder im Vertrag über die Europäische Union noch in der Charta ihrer Grundrechte vor. Dass man auch mit einer Rede von den christlichen Wurzeln Europas die Dinge sehr vereinfachen würde – ohne solche Wurzeln bestreiten zu wollen –, macht **Manfred Glombik**, ehemaliger Personaldezernent der Fachhochschule Hildesheim und seit vielen Jahren die Stimme der Christlichen Sozialethik und Gesellschaftslehre im Pastoralblatt, deutlich. Nicht zufällig steht „Religion“ und nicht „Kirche“ in

der Überschrift seines Beitrags.

Am 6. März 2010 machten sich zum ersten Mal in Aachen Menschen auf den „Ökumenischen Pilgerweg für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung“. 2020 wird diese alle zwei Jahre stattfindende „Bewegung“ wieder und damit zum sechsten Mal auf den Füßen sein. Dieses 10jährige Jubiläum ist Anlass für **Andrea Kett**, seit dem 1. Juni Leiterin der Abteilung „Pastoral in Lebensräumen“ im Generalvikariat Aachen, Rückblick auf das Projekt zu halten, es damit vorzustellen und zugleich die bisherigen Erfahrungen auszuwerten. Eine ganz wichtige Erkenntnis: Hätte man früher gedacht, dass Pilgern im Wesentlichen etwas Katholisches sei, lehrt der Aachener Ökumenische Pilgerweg, dass Pilgern eine ebenso attraktive wie wirksame Weise sein kann, Ökumene wachsen zu lassen.

Der Bonner **Diakon Ralf Knoblauch** hat vor Kurzem Aufmerksamkeit dadurch erregt, dass er mit seinen aus Holz gehauenen Königsfiguren selbst im arabischen Raum (Oman und Dubai) ein Seminar gehalten hat. Offensichtlich hat er mit dem „königlichen Menschen“ ein ebenso alttestamentlich (Ps 8) wie neutestamentlich (Christus als König im Johannesevangelium) geprägtes Bild gefunden, das soziale Grenzen wie auch kulturelle Grenzen überwindet und den Menschen zu Herzen spricht. In einem Interview für ein Schweizer Pfarreiblatt hat er sich zu dem geäußert, was ihn selbst bezüglich seiner Königsfiguren bewegt.

Den Einen macht sie Angst, die Anderen setzen ganz auf sie: die Digitalisierung. Sie ist das Thema unserer Zeit und wird es bleiben. **PR Bruno Schrage**, Leiter des Referats Caritas und Grundsatzfragen im Diözesan-Caritasverband für das Erzbistum Köln e. V., widmet sich ihr aus der Sicht der Caritas, ganz besonders am Beispiel Pflege. Chancen wie Grenzen einer Entwicklung werden erkennbar, in der – wie bei jeder anderen Entwicklung auch – Nutzbringendes wie Gefährdendes liegt. Das hängt aber nicht an der Digitalisierung oder der zugehörigen Technik, sondern allein an den Menschen, die sie nutzen bzw. denen man sie anvertraut.

Der letzte Beitrag von **Dr. Christina Kumpmann**, Referentin für Seelsorge im Gesundheitswesen im GV Aachen und wissenschaftl. Mitarbeiterin für Biblische Theologie an der RWTH Aachen, führt scheinbar in eine sehr spezielle Welt: die der biblischen Archäologie. Die Erfahrung mit Teilnehmenden eines entsprechenden internationalen Seminars offenbart: Das scheinbar Spezielle führt zur gar nicht speziellen, sondern sehr grundlegenden Frage nach der Wahrheit der Heiligen Schrift.

Einen guten Start in die Sommerzeit und, für die es bereits zutrifft, Urlaubszeit, wünscht Ihnen

Ihr 

Gunther Fleischer

Impuls

Uta Raabe

Von der Faszination des Augenblicks

Urlaubszeit ist die Zeit, von dem Gewohnten Abstand zu nehmen. Es ist ursprünglich die Zeit, in der man die Erlaubnis hatte, wegzugehen. Wenn die Arbeit getan war, baten die Knechte und Mägde den „Ur“ um die „Er-laub-nis“, weggehen zu dürfen, also „Ur-laub“ zu machen. So entstand die vorübergehende Freistellung von einem Dienstverhältnis, die der Erholung dienen sollte.

Die Urlaubszeit bietet die Möglichkeit, jenseits des Alltäglichen Zeiten der Muße zu finden. Frei von dem Gewohnten frei zu werden für Anderes. Raus aus dem Alltags-trott ergeben sich Möglichkeiten, Anderes zu erleben, Neues zu erfahren und offen zu sein für den Augenblick. Mit dem offenen Blick für Anderes ergeben sich im Urlaub vielfältige Chancen der Begegnung mit anderen Welten, mit anderen Menschen. Begegnungen, die im Alltag nicht möglich wären. Flüchtige Begegnungen, die – obwohl oft kurz – sehr intensiv, prägend und verändernd sein können.

Ohne eingebunden zu sein in die alltäglichen Verpflichtungen, ergeben sich Situationen, die man so niemals für möglich gehalten hätte. Jenseits des Alltäglichen erleben sich Menschen frei für die Kostbarkeit des Augenblicks.

Eine beeindruckende Erzählung über die Kostbarkeit des Augenblicks ist die Erzählung über die Frau, die Jesus begegnet. In ihrem Alltag hat sie alles versucht, von ih-

rer Krankheit geheilt zu werden. Seit zwölf Jahren leidet sie an Blutfluss. Sie hatte alles, was sie besaß, für Ärzte aufgewandt und dennoch konnte niemand sie heilen.

Dann passiert etwas, das ihren Alltag unterbricht. Mit ihr warten viele Menschen auf die Rückkehr dieses besonderen Menschen, dieses Jesus von Nazaret, von dem erzählt wird, dass er anders war als so viele Andere. Inmitten der Menge versucht sie, in die Nähe Jesu zu kommen. Sie ist davon überzeugt, dass sie geheilt werde würde, wenn sie auch nur das Gewand Jesu berühren würde. Sie drängt sich durch die Menge und berührt den Saum seines Gewandes. Und sofort wird ihr Alltag verwandelt. Sie spürt, dass sie geheilt ist. Doch nicht nur sie spürt etwas. An kaum einer Stelle der Evangelien wird so deutlich, dass die Kraft, mit der Jesus Menschen heilt, nicht aus ihm allein kommt. Als die Frau das Gewand Jesu berührt, spürt Jesus selbst, dass eine Kraft von ihm ausströmt. Jesus lässt es nicht dabei, sondern er geht dem nach. „Wer hat mein Gewand berührt?“, fragt er die Umstehenden und seine Jünger. Diese zeigen wenig Verständnis für diese Frage. Sie antworten ihm kopfschüttelnd und fast mit einem Vorwurf: „Du siehst doch, wie sich die Leute um dich drängen, und da fragst du: Wer hat mich berührt?“. Doch Jesus lässt sich nicht davon abbringen, dieser Erfahrung auf den Grund zu gehen. Die Frau kommt zu Jesus, zitternd vor Furcht. Und wieder erlebt sie etwas, das sie aus ihrem Alltag nicht kennt: Sie wird in dem, was mit ihr passiert ist, angenommen. Jesus stärkt sie in ihrer Erfahrung: Dein Glaube hat dir geholfen!

Diese Begegnung des Augenblicks, diese unerwartete Erfahrung hat das Leben dieser Frau für immer verändert.

Religion in Europa

Einleitung

Europa zeigt sich als eine Gemeinschaft von Menschen, Kulturen und Traditionen, die im Laufe der Jahrhunderte zahlreiche Verbindungen untereinander geschaffen haben. Zwar sind einige gemeinsame Erfahrungen heute noch immer äußerst schmerzhaft, in dieser Vergangenheit können aber auch eine Fülle von identitätsstiftenden Faktoren gefunden werden, auf denen wir als Grundlage für ein Zusammenleben heute aufbauen können. Wir müssen wählen, welche Seite unserer Geschichte wir weiterführen wollen. Wir Europäer und Europäerinnen haben viel mehr Gemeinsames, als wir glauben.

Europa ist im Unterschied zu allen anderen Kontinenten in erster Linie keine geographische, sondern von Anfang an eine kulturelle und religiöse Größe¹. Und in seiner kulturellen Gestalt ist es von Anfang an nicht durch einen, sondern durch mehrere prägende Faktoren bestimmt. Es verbindet einen roten Faden von Grundüberzeugungen, ein stabiles Haus mit vielen Wohnungen für verschiedene Mentalitäten und auf ein gemeinsames Fundament erbaut².

Von Robert Schuman (1886–1963) wird der Ausspruch überliefert, dass er – müsste er das europäische Einigungswerk noch einmal beginnen – bei diesem zweiten Versuch eher auf kulturelle als auf wirtschaftliche Einigung gesetzt. Es gilt auch der Slogan „Europa hat eine Seele“ von Jaques Delors (geb. 1925). Papst Franziskus hat einen „Traum von Europa“ in seiner Rede zur Verleihung des Karlspreises 2016 der Stadt Aachen³. Der Preis wurde im Apostolischen Palast im Vatikan verliehen. Der Papst ist davon überzeugt, „dass die Resignation

und die Müdigkeit nicht zur Seele Europas gehören und auch die Schwierigkeiten zu machtvollen Förderern der Einheit werden können“, und „widmet den Preis Europa“.

Darin liegt viel Wahres, vor allem auch viel Enttäuschung über einen wirtschaftsdominierten Kurs der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft und später der Europäischen Union, der viele an der Friedensvision der Einigung verzweifeln ließ.

Gerade die Kirchen und Religionsgemeinschaften haben in diesen Sätzen immer auch eine Berechtigung gesehen, verstärkt auf ihre Stärke als „Werteproduzenten“ und „Werteerhalterinnen“ hinzuweisen und auf eine klarere Rolle in der Europäischen Union hinzuarbeiten.

Das Christentum war über Jahrhunderte Motor gesellschaftlicher Entwicklung in Europa⁴. Keine noch so geläufige Rede vom christlichen Europa oder vom christlichen Abendland kann aber und darf darüber hinwegtäuschen: Die Rede von der christlichen Prägung Europas kann niemals mit einem Monopolanspruch versehen sein. Wir sprechen von einem Kontinent. Städte wie Athen, Rom (im 1. Jahrhundert), Lyon (im 2. Jahrhundert) und Trier (im 3. Jahrhundert) kennzeichnen diese Bezeichnung. Aber keineswegs war Europa schon christlich, es wurde erst christlich – und dies in einem Prozess von über tausend Jahren. Zentren des Christentums waren Palästina, Syrien, Kleinasien und Nordafrika⁵. Die Ausbreitung des neuen Glaubens geschah durch Mission Einzelner⁶ oder auch durch gezielt beeinflusste Konversion ganzer Bevölkerungsteile – manchmal sogar mit Waffengewalt.

Doch der christliche Glaube hat mehr zum Inhalt als nur kulturelle Werte. Sein Kern ist die Gottesbeziehung und damit eine „wertlose Wahrheit“⁷.

Im großen Maßstab betrachtet verlief die Christianisierung von Süd nach Nord und von West nach Ost, zeigt aber neben Kontinuität auch immer wieder Brüche.

Den Griechen verdankt Europa den Geist der Philosophie, den Aufbruch zur Wissenschaft, die Offenheit für die Künste. Den Römern verdankt Europa die Stiftung einer Rechtsordnung, den Sinn für politische Einheit und gestaltete Herrschaft. Palästina verdankt Europa die Bibel, die prägende Religion, das bestimmende Bild vom Verhältnis zwischen Gott und Mensch. Das Christentum ist aus dem Judentum hervorgegangen; die Bibel der Christen schließt die hebräische Bibel ein.

Wer von den christlichen Wurzeln Europas spricht, muss sein Verhältnis zum antiken Erbe ebenso wie die jüdischen und islamischen Einwirkungen auf die europäische Entwicklung ins Auge fassen.

Europa ist so auf mehreren Fundamenten gebaut: auf der griechischen Philosophie, dem Christlich-Jüdischen, dem Ordnungs- und Rechtsdenken Roms und auf der Aufklärung⁸.

Das Christentum, stimmte Friedrich Wilhelm Nietzsche (1844–1900) Jahrhunderte später in diesem Zusammenhang bei, sei nur als „privateste Daseinsform“ möglich. „Ein christlicher Staat, eine christliche Politik dagegen ist eine Schamlosigkeit, eine Lüge (...)“⁹. Zu groß scheint hier der Widerspruch zwischen christlicher Selbstlosigkeit und Aufopferungsbereitschaft auf der einen und dem staatlichen Bedürfnis nach Selbsterhaltung auf der anderen Seite zu sein. Denn christliche Politik, verstanden als ein Zwang zum moralisch einwandfreien Handeln, kann letztlich der bitteren Realität nicht gerecht werden, dass die Bewahrung des Guten hin und wieder das moralisch fragwürdige Mittel erfordert.

Für ein soziales Europa

Eine zeitliche Frage ist zweifellos die nach den ideellen Bedingungen menschlicher Gemeinschaften. Welcher moralischen Werte und Normen bedarf eine Gesell-

schaft, damit ein friedliches Zusammenleben gewährleistet ist?¹⁰

Die Besonderheiten von Antworten liegen hier:

1. *im Subsidiaritätsprinzip,*
2. *im Grundrechtsschutz,*
3. *in der nationalen Identität,*
4. *in der Selbständigkeit.*

Die Fähigkeit, Selbstkritik zu üben und die Voraussetzungen der eigenen Kultur ständig in Frage zu stellen. Sie wird immer geprüft und mit den eigenen gegenwärtigen Erfahrungen konfrontiert.

5. *in der Vielfalt der Quellen.*

Europa ist ein Schmelztiegel, in dem Kräfte, die als eindeutig widersprüchlich erscheinen, immer wieder verarbeitet werden. Die Geburt Europas lässt sich ohne Jerusalem und Athen nicht verstehen. Die christliche Doktrin wurde im Nahen Osten am Ufer des Mittelmeeres geboren, hat ihre ersten theologischen Ausdrücke durch die griechische Philosophie kanalisiert und ist später römisch geworden. Dann aber hat sie auch eine germanische und slawische Prägung bekommen. Ähnliches gilt für soziale und politische Entwicklungsprozesse.

6. *in der Offenheit*

Für Europa ist bezeichnend, sich „dem anderen“ zu öffnen. Es handelt sich um einen „unruhigen, unzufriedenen Geist“, immer auf der Suche, ständig bereit, anderen Menschen, Kulturen und Weisheiten zu begegnen. Die „Frage nach dem anderen“ wächst im Herzen der europäischen Tradition. Sich einzuigeln und mit Stacheln vor den anderen zu schützen, ist ihr fremd.

Begriffe sind jedoch hier nicht Schall und Rauch, sondern definieren eine bestimmte Vorstellung von Wirklichkeit. Was jedoch in diesem Rahmen nicht auf den Begriff gebracht werden kann, existiert nicht.

Die Kirchen erkennen damit ihre historische Mitverantwortung für das Unheil an,

das von Christinnen und Christen ange richtet wurde. Sie wollen aus der Vergan genheit lernen und die Einigung des euro päischen Kontinents fördern¹¹. Dies kann allerdings nicht ohne gemeinsame Werte erreicht werden.

Verschiedene Kulturen haben unter schie dliche Antworten darauf gegeben, und fast immer spielten die Religionen als Sinn- und Wertestifter eine entscheidende Rolle. Besonders in den monotheistischen Glaubenslehren kommt der Ethik eine he rausragende Stellung zu, gilt sie doch als unmittelbarer Ausdruck des göttlichen Willens. Der Gedanke, dass es keine ande re Autorität als die des Allerhöchsten in moralischen Belangen geben könne, liegt nah und wird für das Christentum vom Apostel Paulus ausgesprochen: „Alles aber, was nicht aus Glauben ist, ist Sünde“ (Röm 14,23).

Aufgrund des christlichen Glaubens ist ein humanes und soziales Europa notwendig, in dem die Menschenrechte und Grund werte des Friedens, der Gerechtigkeit, der Freiheit¹², der Toleranz, der Partizipation und der Solidarität zur Geltung kommen. Dazu gehören auch die Ehrfurcht vor dem Leben, der Wert von Ehe und Familie, der vorrangige Einsatz für die Armen, die Be reitschaft zur Vergebung und in allem die Barmherzigkeit.

Aus der Sicht von Diakonie und Caritas ist es daher nötig, klare Rahmenbedingungen für die Leistungen der Daseinsvorsorge und eine Garantie für den gleichberechtigten Zugang zu Erziehung, Gesundheitswesen und zu sozialen Diensten von hoher Quali tät zu geben. Sonst nützen die hehren Zie le der Menschenwürde wenig, wenn dann gerade im Bereich der Dienstleistungen erwerb swirtschaftliche Wettbewerbsregeln die Angebote vielleicht für die Steuerzah lerinnen und Steuerzahler billig, für die Nutzerinnen und Nutzer jedoch billig im Sinne von schlechter Qualität machen.

Doch die Forderung nach einer Politik, die sich selbst an der Botschaft des Christen tums misst, ist die Antwort auf Fragen, die in der bisherigen Debatte noch nicht ge stellt worden sind: Eignen sich die christli chen Ideale überhaupt als politische Rich tlinien?

Die Religion spielt hier aber eine Rolle in Europa. So ist es gelungen, dass die Präambeln im Vertrag über die Europäische Union Europa (EUV) und der Charta der Grund rechte der Europäischen Union (GR-Char ta) „aus dem kulturellen, religiösen und humanistischen Erbe Europas, aus dem sich die unverletzlichen und unveräußerli chen Rechte des Menschen sowie Freiheit, Demokratie, Gleichheit und Rechtsstaat lichkeit als universelle Werte entwickelt haben“, schöpfen können¹³. Der Gottesbe zug fehlt in dem Vertrag¹⁴ und der Charta, wie auch bereits in dem geplanten Vertrag über eine Europäische Verfassung¹⁵. Es soll te eine europäische Verfassung gelingen und geliebt werden wie die amerikanische Verfassung und das Grundgesetz¹⁶. Aber es wird trotzdem in den Inhalten deutlich, dass Europa auf einem religiösen christli chen Erbe ruht¹⁷.

Doch ist das institutionelle System der Eu ropäischen Union nicht auf die Repräsen tation religiöser Bedürfnisse zugeschnitten. Dementsprechend fehlt den Kirchen und ihren Anliegen ein angemessener Platz in diesem System. Damit ist die mangelhafte europaweite Kommunikations- und Parti zipationsfähigkeit der Kirchen im Hinblick auf eine ihrem Sendungsauftrag adäquate Wahrnehmung des durch die Religionsfrei heit in den einzelnen Staaten gewährleis teten Öffentlichkeitsanspruchs verbunden.

Die Kirchen sehen hier das internatio nale und europäische Recht als eine Hilfe für die Erneuerung der Rechtsordnung in ihrem Land, betonen die Rolle der Werte zum Erhalt einer Demokratie und betonen, dass ein Christ zu bürgerlichem und poli tischem Engagement verpflichtet ist, auch wenn alle Gewalt von Gott ausgeht¹⁸. So wie man die orientalische Welt nicht ohne

den Buddhismus denken kann, ist Europa nicht denkbar ohne die Rolle der Kirchen.

Dabei geht es keineswegs um juristische Privilegien der Kirchen, gar bestimmter Kirchen. Die weltanschauliche Parität von Staat und Europäischer Union hat sich zu erstrecken auf alle Bekenntnisse, seien sie christlich, jüdisch oder muslimisch. Dazu gehört, die Gewissens- und Religionsfreiheit anzuerkennen¹⁹, die Liturgie sowie die geistlichen Traditionen der anderen Konfessionen kennen und schätzen zu lernen, die christlichen Grundwerte zu verteidigen, jeder Form des Missbrauchs der Religion für ethnische oder nationalistische Zwecke entgegenzutreten, die Gleichberechtigung der Frauen in Kirche und Gesellschaft zu fördern, einen Lebensstil zu verfolgen, der sich gegen ökonomische Zwänge und erhöhten Konsum stellt, um eine nachhaltige Lebensqualität zu ermöglichen, den Dialog mit Juden und Muslimen zu vertiefen, alle Formen von Antisemitismus und Antijudaismus zu bekämpfen.

Ein Gebet für Europa als Fazit

*Vater der Menschheit,
Herr der Geschichte,
sieh auf diesen Kontinent,
dem du die Philosophen,
die Gesetzgeber und die Weisen gesandt
hast,
Vorläufer des Glaubens an deinen Sohn,
der gestorben und wieder auferstanden ist.
Sieh auf diese Völker,
denen das Evangelium verkündet wurde,
durch Petrus und durch Paulus,
durch die Propheten, durch die Mönche
und die Heiligen.
Sieh auf diese Regionen,
getränkt mit dem Blut der Märtyrer,
berührt durch die Stimme der Reformatoren.
Sieh auf diese Völker,
durch vielerlei Bande miteinander verbunden,
und getrennt durch den Hass und den*

Krieg.

*Gib uns, dass wir uns einsetzen für ein Europa des Geistes,
das nicht nur auf wirtschaftlichen Verträgen gegründet ist,
sondern auch auf menschlichen und ewigen Werten:*

*Ein Europa,
fähig zur Versöhnung zwischen Völkern und Kirchen,
bereit um den Fremden aufzunehmen,
respektvoll gegenüber jedweder Würde.*

*Gib uns,
dass wir voll Vertrauen unsere Aufgabe annehmen,
jenes Bündnis zwischen den Völkern zu unterstützen und zu fördern,
durch das allen Kontinenten zuteilwerden soll*

*die Gerechtigkeit und das Brot,
die Freiheit und der Frieden. Amen²⁰.*

Wir glauben so, dass Friede und Wohl zu den innigsten Wünschen jedes Menschen gehören. Führende Kräfte der Gesellschaft und die einzelnen Bürgerinnen und Bürger streben ein Leben in Gerechtigkeit und im Gemeinwohl an.

Im Rahmen der Zivilgesellschaft sind die ökumenische und die interreligiöse Zusammenarbeit heute besonders wichtig, und zwar als Ausdruck des eigenen Glaubens²¹ sowie der Überzeugung, dass politische Probleme nur überwunden werden können, wenn Menschen fähig dazu sind, einander in Verschiedenheit und gegenseitiger Bereicherung immer wieder anzunehmen.

Was nun Wohl und Frieden bedeutet, müssen wir Menschen in Europa in einem Dialog führen, disputieren, debattieren. Dabei soll dieser Dialog nicht wie an einer Thermoskanne wirken: nach innen warm und nach außen glatt und abweisend. Vielmehr haben die Menschen in Europa eine Verantwortung für die gesamte globale Entwicklung. Sollen sich die Bürgerinnen und Bürger dabei zu Hause fühlen, dann muss Europa bei ihnen zu Hause im positiven,

sozialen und ökologischen Sinn spürbar, begreifbar und gestaltbar gemacht werden. Doch das Wünschenswerte ist nicht immer das Machbare.

Anmerkungen:

- 1 *Joas/Wiegandt* (Hrsg.), Die kulturellen Werte Europas. Frankfurt am Main 2005, S. 69. Hier *Wolfgang Huber*, früher Bischof und Ratsvorsitzender der Evangelischen Kirche in Deutschland.
- 2 *Schallenberg*, Was Europa dem Christentum verdankt. Neue Mitte 1/2019, S. 10.
- 3 *Siller* (Hrsg.), Mein Traum von Europa, Freiburg im Breisgau 2016, S. 11. *Resing* (Hrsg.), Papst Franziskus, Europa, wach auf! Freiburg im Breisgau 2014. Die Straßburger Reden des Papstes vor dem Europaparlament und Europarat in Straßburg am 25.11.2014. *Müller-Meinigen*, „Was ist mit dir los, Europa?“, Coburger Tageblatt vom 7./8.5.2016, S. 2.
- 4 *Enrich*, Religion übersteigt unser Denken und Empfinden. Angefragt 2018, S. 11.
- 5 *Jung*, Religion in Europa. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Religion im Unterricht, Januar 2018, S. 3.
- 6 Mit den Patronen Europas Benedikt von Nursia, die Slawen Apostel Cyrill (Konstantin) und Methodius, Birgitta von Schweden, Katharina von Siena und die Ordensschwester Teresia Benedicta vom Kreuz (Edith Stein). Papst Johannes Paul II. (1920–2005) erklärte dazu: „Alle Männer und Frauen sind dazu eingeladen, sich gegenseitig zu verstehen und anzunehmen über ethnische, kulturelle und religiöse Verschiedenheiten hinaus, um eine wahrhaft geschwisterliche Gesellschaft aufzubauen“. *Fischer*, Drei heilige Frauen Patrone Europas. Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 4.10.1999, S. 3. Der Papst sah damit auch eine wichtige historische Etappe mit dem Beitritt der ost- und südosteuropäischen Staaten zur Europäischen Union wie Polen, Litauen, Lettland, Estland, Tschechische Republik, Slowakische Republik, Ungarn, Slowenien, Zypern und Malta.
- 7 *Joas/Wiegandt* (Hrsg.), Werte, S. 85.
- 8 *Brok*, Europa und die Kirche. Bonifatiusblatt 1/2019, S. 18.
- 9 Der Wille zur Macht I, Kapitel 13, Ziff. 211.
- 10 *Zech*, Kein Staat kann wirklich christlich sein. Neue Zürcher Zeitung vom 30.3.2019, S. 27.
- 11 *Edi Rama*, albanischer Ministerpräsident, Europa ist unsere Religion. Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 16.5.2018, S. 3.
- 12 *Huber*, Einheit in Vielfalt. Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 25.4.2019, S. 6.
- 13 Art. 10 GR-Charta und auch Art. 17 Vertrag über die Arbeitsweise der Europäischen Union (AEUV). Die Europäische Union achtet den Status, den Kirchen und religiöse Vereinigungen genießen, und beeinträchtigt ihn nicht. Die EU pflegt mit den Kirchen und Gemeinschaften in Anerkennung ihrer Identität und ihres besonderen Beitrags einen offenen, transparenten und regelmäßigen Dialog. Das bezieht sich auch auf jüdische und islamische Gemeinschaften.
- 14 Die Europäische Bischofskonferenz forderte in Bezugnahme auf Gott einen solchen Hinweis auf Gott. Die Nennung Gottes in der Verfassung wäre ein Zeichen für die Garantie von Freiheit und Menschenrechten in der Europäischen Union und würde den Bürgerinnen und Bürgern Europas eine Identifikation mit den Werten der Europäischen Union nach Art. 2 EUV wie Freiheit, Demokratie und Rechtsstaat erleichtern.
- 15 *Umberto Eco* fragt nach den Einflüssen, die Europa geprägt haben. Er findet, dass eine Europäische Verfassung nicht nur die Rolle des Christentums hervorheben darf. Dazu sein Buch „Im Krebsgang voran. Heiße Kriege und medialer Populismus“.
- 16 *Möllers*, Wie kann so ein hochtrabendes Wort zwischen den Zeilen stehen? Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 15.3.2007, S. 6.
- 17 *Papst Benedikt XVI.*, Mit Gott und Vernunft. Die Welt vom 23.3.2007, S. 9. Noch als Kardinal verdeutlicht der Papst, dass Europa auf Christentum und Aufklärung gleichermaßen gründet. Denn wenn Europa das Christliche ausklammert, beraubt es sich seiner Wurzeln. Rationalität ohne religiöse, moralische Traditionen ist eine Bedrohung.
- 18 „Es gibt keine staatliche Gewalt, die nicht von Gott stammt; jede ist von Gott eingesetzt“ (Röm 13,1). Der Bischof von Münster *Clemens August von Galen* (1878–1946), der sich zu Beginn der Weimarer Republik unter Hinweis auf Röm 13 nicht nur lange gegen den Gedanken der Volkssouveränität wehrte, trat später entschieden den Nationalsozialisten entgegen, als diese mit der Vernichtung von sogenannten „lebensunwerten“ Leben begannen. Das Grundgesetz für die Bundesrepublik wurde ausdrücklich auf die „Verantwortung vor Gott“ verabschiedet, um dadurch die menschlichen Grundwerte besser schützen zu können.
- 19 *Heinig*, Europäische Richtertheologie. Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 25.4.2019, S. 6.
- 20 Mailänder Erzbischof *Carlo Maria Kardinal Martini* (1927–2012).
- 21 Gotteslob 21,1.

„Saturdays for future“

10 Jahre Ökumenischer Pilgerweg für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung

Als sich am 6. März 2010 trotz Unwetterwarnung und heftigen Schneetreibens ca. 250 Menschen von Posaunenklängen begleitet und bunte pax christi-Fahnen tragend von der Aachener Citykirche aus zu Fuß auf den sieben Kilometer langen Weg in Richtung niederländische Grenze machten, ahnten wohl weder Organisatoren noch Teilnehmer, dass dieser „Ökumenische Pilgerweg für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung“ eine Tradition begründen würde, die demnächst ihr zehnjähriges Jubiläum feiern kann. 2020 wird, voraussichtlich wieder in der Fastenzeit, der sechste „Ökumenische Pilgerweg“ stattfinden. Die Vorbereitungen dazu laufen gerade an. Wie kam es dazu, und was macht den Erfolg dieser Veranstaltung aus?

Ursprünglich geplant war der „Ökumenische Pilgerweg“ als einmaliges „Pre-Event“ zum 2. Ökumenischen Kirchentag 2010. In einer der zahlreichen ökumenisch besetzten Arbeitsgruppen zur Vorbereitung auf der Bundesebene war die Idee entstanden, nicht nur den Kirchentag in München selbst ökumenisch zu gestalten, sondern Christinnen und Christen in ganz Deutschland im Vorfeld des Großereignisses einzuladen, sich dem gemeinsamen Glaubensfest auch gemeinsam spirituell und physisch zu nähern. Diese Idee orientierte sich am Vorbild und den guten Erfahrungen mit der Vorbereitung der 3. Europäischen Ökumenischen Versammlung in Sibiu/ Rumänien, die 2006 und 2007 ebenfalls in Form eines ökumenischen Pilgerwegs gestaltet worden war. Konkret bedeutete das für den 2. Öku-

menischen Kirchentag, dass evangelische und katholische Kirchengemeinden, die Arbeitsgemeinschaften Christlicher Kirchen, kirchliche Organisationen, Verbände, Gruppen und Initiativen, Ordensgemeinschaften, Geistliche Gemeinschaften und selbstverständlich auch einzelne Pilgerinnen und Pilger bereits ein Jahr vor dem Treffen in München aufgerufen wurden, für die Ökumene bedeutsame Orte sowie bestehende Pilgerwege und Wallfahrtstraditionen zu Ausgangs- und Anknüpfungspunkten für ökumenisches Pilgern zu machen. Eigens dazu wurde mit dem sogenannten Pilger-Portal eine Internetplattform eingerichtet, auf der alte und neue Pilgerwege dargestellt und konkrete Veranstaltungen beworben werden konnten. All das geschah unter dem Leitwort des 2. Ökumenischen Kirchentags „Damit ihr Hoffnung habt“ (vgl. 1 Petr 1,21), in dem sich das Anliegen ausdrückte, die Hoffnungen, die Christinnen und Christen mit der Ökumene verbinden und die sie, angesichts vielfältiger Nöte und Verunsicherungen, in den unterschiedlichsten Lebenssituationen heute aus ihrem Glauben schöpfen und weitergeben können, stark zu machen.

Im Bischöflichen Generalvikariat in Aachen, ein Ort, der u. a. durch die Tradition der Heiligtumsfahrt und den Sitz der Deutschen St. Jakobus-Gesellschaft selbst eine große Affinität zum Thema Pilgern aufweist, und in den umliegenden evangelischen Kirchenkreisen stieß die Initiative auf offene Ohren. Nicht unerwähnt bleiben darf an dieser Stelle Christa Nickels, ehemals Parlamentarische Staatssekretärin, kirchenpolitische Sprecherin der Bundestagsfraktion Bündnis 90/Die Grünen und erste „Grüne“ im Zentralkomitee der deutschen Katholiken, die die Idee von der Bundesebene auf die lokale Ebene transportierte und mit großem persönlichen Engagement dafür warb, auch im Bistum Aachen einen Pilgerweg in ökumenischer Trägerschaft zu veranstalten. Kooperationspartner fanden sich mit der ACK Aachen, den Evangelische Kirchenkreisen Aachen und Jülich und dem

Diözesanrat der Katholiken im Bistum Aachen. Eine Arbeitsgruppe aus hauptberuflichen und ehrenamtlichen Vertretern/innen der beteiligten Organisationen wurde gebildet, Aufgaben verteilt und To-do-Listen erstellt. In einem Pressegespräch lud Christa Nickels nicht nur Christinnen und Christen, sondern „alle Menschen guten Willens“ dazu ein, „die Ökumene unter die Füße zu nehmen“ und sich mit der Teilnahme am geplanten „Ökumenischen Pilgerweg“ in die Tradition des Konziliaren Prozesses für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung, in dem sich die christlichen Kirchen seit 1983 gemeinsam engagieren, einzureihen.

Der Startschuss für den ersten Ökumenischen Pilgerweg am Morgen des 6. März 2010 in Form eines Aussendungsgottesdienstes geschah unter prominenter Beteiligung: Nikolaus Schneider, damals noch Präses der Evangelischen Kirche im Rheinland und erst wenige Tage zuvor unerwartet zum Vorsitzenden des Rates der EKD gewählt, Dr. Johannes Bündgens, Weihbischof im Bistum Aachen, und Evmenios von Lefka, Vikarbischof der griechisch-orthodoxen Metropole von Deutschland mit Sitz in Aachen, spendeten den aus allen Regionen des Bistums angereisten Pilgerinnen und Pilgern gemeinsam den Segen. Von der Aachener Innenstadt aus ging es über drei Stationen, an denen jeweils einer der drei Aspekte „Gerechtigkeit“, „Frieden“ und „Bewahrung der Schöpfung“ besonders in den Blick genommen wurde, über die „grüne Grenze“ nach Vaals, wo in der „Hervormde Kerk“ ein Abschlussgottesdienst gefeiert wurde. Hier ließen Vertreter/innen der sieben Mitgliedskirchen der Aachener ACK die „große Ökumene“ auf beeindruckende Weise sichtbar werden. In der Kirchenzeitung des Bistums Aachen war später zu lesen: „Das mag man als gelungenes Symbol sehen für den Stand der Ökumene: Allen Irritationen und Konflikten auf kirchenpolitischer Ebene zum Trotz gibt es vor Ort ein reiches ökumenisches Leben. Verbindendes Band ist dabei der gemeinsame Einsatz für

Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung ... Für jeden, der mitpilgerte, war dieses ökumenische Pilgern eine bereichernde Erfahrung. Lebendiger Austausch prägte die gemeinsamen sieben Kilometer. Das Anliegen der Vorbereitungsgruppe ging auf, wie es Präses Nikolaus Schneider zu Beginn skizziert hatte: im Vorfeld des Ökumenischen Kirchentages dessen Leitwort stark zu machen – '... damit ihr Hoffnung habt'."

Apropos „Hoffnung“: Als besonders bewegend erwies sich für viele Teilnehmer/innen die von der Aachener pax christi Gruppe gestaltete Statio „Frieden“ an den Panzersperren des sogenannten Westwalls und die anschließende Grenzüberschreitung in die Niederlande in schweigendem Gedenken an die Opfer des 2. Weltkriegs. Die Einsicht, dass der zum damaligen Zeitpunkt bereits 60 Jahre währende Friede in Europa keinesfalls selbstverständlich ist, und die Hoffnung darauf, dass er für immer andauern möge, waren quasi mit den Händen zu greifen und Thema vieler Gespräche auf der letzten Etappe des Pilgerwegs.

Vom einmaligen Event zum regelmäßigen Angebot

Nicht nur bei den Veranstaltern und Teilnehmer/innen, sondern auch bei den beteiligten Organisatoren und in der Presse rief der erste „Ökumenische Pilgerweg“ ein positives Echo hervor. Besondere Beachtung fand dabei die Tatsache, dass mit diesem Format etwas gelungen war, was in der Ökumene recht selten vorkommt: Die verschiedenen Kirchen nutzten weder die Veranstaltung selbst noch die Berichterstattung darüber zur eigenen Profilierung, sondern machten mit einer Stimme eindringlich auf Probleme und Zusammenhänge von globaler Bedeutung aufmerksam, noch dazu auf eine Weise, die dem Einzelnen konkrete Handlungsoptionen für den eigenen Alltag aufzeigte, statt sich, wie sonst oft, in moralischen Appellen und

Allgemeinplätzen zu verlieren. Gleichzeitig wurden über die beteiligten synodalen Gremien Forderungen an die Politik formuliert.

Diese Erfahrungen und Reaktionen fielen in eine Zeit, in der sich das Thema „Pilgern“ ohnehin bereits aus der klassischen katholischen Schublade herausbewegt hatte und in der Breite der Gesellschaft angekommen war. Hape Kerkeling hatte 2006 mit seinem Buch „Ich bin dann mal weg ...“ nicht nur einen Bestseller gelandet, sondern einen Trend in Gang gesetzt. Pilgern war salonfähig geworden und erfreute sich in den unterschiedlichsten gesellschaftlichen Milieus großer Beliebtheit. Da passte es gut, dass der „Ökumenische Pilgerweg für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung“ Menschen nicht nur auf ihre religiösen Bedürfnisse ansprechen, sondern zum Nachdenken über aktuelle Themen, zum Blick über den eigenen Tellerrand und zum konkreten Handeln aus christlicher Verantwortung anregen wollte. Die Frage, ob man evangelisch, katholisch, freikirchlich oder griechisch-orthodox war, spielte hierbei keine Rolle. Wichtig war, gemeinsam auf die Straße zu gehen, „als Christinnen und Christen ein dringend notwendiges Zeugnis des Glaubens zu geben“ und „über alle konfessionellen Grenzen hinweg den gemeinsamen Auftrag anzunehmen, die Welt zu gestalten“, wie Nikolaus Schneider es in seiner Predigt gesagt hatte.

In gewisser Weise haben die Mitglieder der Vorbereitungsgruppe des ersten „Ökumenischen Pilgerwegs“ also die „Zeichen der Zeit“ erkannt, als sie sich in den beteiligten Organisationen dafür einsetzten, die Veranstaltung zu verstetigen. Das dazu erstellte und in den Gremien verabschiedete Konzept bildet seit 2011 die Basis für die Planung weiterer Pilgerwege. Es regelt u. a. die Trägerschaft, die Zusammensetzung der Vorbereitungsgruppe, die Finanzierung und organisatorische Fragen. Auch die inhaltlichen Grundlinien sind darin festgelegt. Sie lauten:

- Der ÖPW greift die Anliegen des Konziliaren Prozesses auf und nimmt aus

christlicher Verantwortung die zentralen Herausforderungen unserer Zeit wahr.

- Der ÖPW will deutlich machen, dass die Ökumene in der Aachener Region in Bewegung ist, und lädt zum Aufeinanderzugehen und Miteinanderunterwegssein ein.
- Der ÖPW macht die Breite der Ökumene in der Region sichtbar und auf bestehende ökumenische Pilgertraditionen aufmerksam.
- Der ÖPW vernetzt sich mit anderen kirchlichen und nicht-kirchlichen Organisationen.
- Der ÖPW stellt jeweils ein Thema in den Mittelpunkt und zeigt anhand der Aspekte „Gerechtigkeit“, „Frieden“ und „Bewahrung der Schöpfung“ an drei Stationen auf dem Weg konkrete Handlungsoptionen auf, lokal und global.

Seit der ersten Veranstaltung 2010 gab es vier weitere Pilgerwege, von denen jeder mit eigenem Profil und eigenen Highlights aufwarten konnte. Der Pilgerweg 2012 stand unter dem Motto „Wasser ist Leben“. Dazu wurde eine Kooperation mit dem Ökologie Zentrum Aachen e. V. eingegangen, dessen Leiterin viele interessante, u. a. historische Einblicke zum Thema Aachen als Wasserstadt in die Vorbereitung einbrachte. Eine Statio fand im Quellgebiet der sieben Bäche Aachens statt und brachte den Teilnehmer/innen die sprudelnde Vielfalt der Natur mit allen Sinnen nahe. Ein Kontrastprogramm gab es an der nächsten Statio, einer ehemaligen Wassermühle: Eine MISEREOR-Mitarbeiterin erzählte von ihrer Afrika-Reise, auf der sie hautnah miterleben musste, was es heißt, wenn Menschen sich – im wahrsten Sinne des Wortes – gegenseitig das Wasser abgraben. Ihr sehr persönliches Glaubenszeugnis führte eindrucksvoll vor Augen, wie schnell der Kampf um das tägliche Wasser auch uns Europäer betreffen kann. Beim ökumeni-

schen Gottesdienst im Dom fand der Tag einen versöhnlichen Abschluss. Dort musizieren zu dürfen, bedeutete für den evangelischen Posaunenchor eine ganz besondere Ehre und eine große Freude.

2014 lautete das Motto „BeWEGt von Sehnsucht“. Als Pilgerstrecke wurde ein Abschnitt des regionalen Jakobspilgerwegs aufgegriffen, was eine Brücke zu der im gleichen Jahr stattfindenden Aachener Heiligtumsfahrt schlug. Besonderheiten dieses Pilgerweges stellten eine Statio auf dem Ehrenfriedhof für Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft und das Mittragen des Aachener Friedenskreuzes dar. Das 3 Zentner schwere und 3,50 m hohe Kreuz um Ampelanlagen herum bis nach Burtscheid und schließlich in die Kirche St. Johann zu bugsieren, gestaltete sich schwierig, hinterließ aber, nicht zuletzt aufgrund der Radikalität und der ungebrochenen Aktualität seiner Botschaft angesichts immer neuer Bedrohungen für den Frieden in der Welt in Form von Nationalismus, Aufrüstung und Zerstörung unserer Ökosysteme bei Beteiligten und Passanten bleibende Eindrücke.

Im Jahr 2016 hielt der Pilgerweg aus aktuellem Anlass unter dem Motto „Keiner geht allein – Schritte zu mehr Menschlichkeit“ ein Plädoyer für die Solidarität mit geflüchteten Menschen. Nach dem Start an der idyllisch gelegenen Haarener Friedenskapelle mit wunderbarem Ausblick auf Aachen bei herrlichem Wetter erfuhren die Pilger und Pilgerinnen an einem sozialen Brennpunkt in der Innenstadt von zwei geflüchteten Jugendlichen aus erster Hand, was es bedeutet, sich allein, ohne Geld und ohne Sprachkenntnisse in ein fremdes Land begeben zu müssen. Bei der nächsten Statio in der Rotunde des Elisenbrunnens nahmen der Aachener Oberbürgermeister und der langjährig in der Flüchtlingsarbeit engagierte Superintendent des Kirchenkreises Jülich in mutigen Statements dazu Stellung und riefen politische Verantwortungsträger zum Handeln auf. Ein Highlight der Tour war die kleine Kaffee-Ape, an der

die Teilnehmer sich in der Frühstückspause mit Getränken versorgen konnten.

2018 schließlich hieß das Thema des Pilgerwegs „Neues will wachsen! – Auf den Spuren des Strukturwandels.“ Zum ersten Mal außerhalb von Aachen, nämlich von Alsdorf nach Herzogenrath unterwegs, hatten die Pilger erneut mit Wetterkapriolen, eisigem Wind und Schneeschauern zu kämpfen, während sie sich an drei Staios mit den Auswirkungen, die die Beendigung des Steinkohleabbaus in den 1990er Jahren für Natur und Menschen in der Region hatte und heute noch hat, beschäftigten. Das bereits beim ersten Ökumenischen Pilgerweg zum Tragen gekommene Anliegen, Grenzen zu überschreiten, wurde hier wieder aufgenommen. Von Herzogenrath aus ging es auf den letzten Metern durch den Wald bis zur ehemaligen Abtei Rolduc, in deren Klosterkirche, heute eine beliebte Hochzeitslocation, der Abschlussgottesdienst gefeiert wurde.

Rückblickend lässt sich feststellen, dass das Überwinden von Grenzen in gewisser Weise zu einem Markenzeichen und damit auch zu einer Selbstverpflichtung des Ökumenischen Pilgerwegs geworden ist. Das betrifft Grenzen zwischen Ländern, Orten, Sprachen, Konfessionen, Generationen und Milieus genauso wie die Grenze zwischen Theorie und Praxis, zwischen Kirche und Gesellschaft, zwischen Beten und Handeln.

Was hat sich in den letzten zehn Jahren „Ökumenischer Pilgerweg“ bewährt?

Zum einen die Grundstruktur der Veranstaltung sowie Frequenz, Ort und Zeit.

Um die zeitlichen Ressourcen vor allem der ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter nicht über Gebühr zu strapazieren und einem Abnutzungseffekt vorzubeugen, findet der Ökumenische Pilgerweg im Zweijahresrhythmus statt. Das lässt allen Beteiligten genügend Zeit und Raum,

jeweils die durchgeführte Veranstaltung zu reflektieren und die nächste zu planen.

Als günstiger Zeitpunkt für den ÖPW hat sich ein Samstag in der vorösterlichen Bußzeit erwiesen. Zum einen finden vor dem Beginn der klassischen Pilgersaison nicht viele Konkurrenzangebote statt. Zum anderen lässt sich die inhaltliche Ausrichtung des Pilgerwegs gut mit dem Themenkomplex „Besinnung/Umkehr“ verknüpfen.

Als Veranstaltungsort für den ÖPW bietet sich die Stadt oder die Region Aachen an. Aachen bietet attraktive Möglichkeiten für ein Anschlussprogramm und eine gute Verkehrsanbindung durch den ÖPNV. Außerdem haben mit MISEREOR, missio und dem Kindermissionswerk – Die Sternsinger drei große Hilfswerke mit umfassender Expertise in den Themenbereichen „Gerechtigkeit“, „Frieden“ und „Bewahrung der Schöpfung“ ihren Sitz in Aachen. Kooperationen liegen also nahe. Ein gleichbleibender Ort gewährleistet zudem einen Wiedererkennungseffekt.

Es hat sich herausgestellt, dass eine zwischen sieben und zehn km lange Pilgerstrecke auch für ungeübte Gelegenheitspilger gut zu bewältigen ist und ausreichend Zeit für inhaltliche Impulse lässt. Dadurch ergibt sich eine Veranstaltungsdauer von 10.00 Uhr bis ca. 15.00 Uhr, was eine bequeme An- und Abreise ermöglicht.

Der ÖPW beginnt in der Regel mit einem Aussendungsgottesdienst, an dem möglichst prominente Vertreter/innen der „großen“ Kirchen beteiligt sind. Auf der Strecke wird von „externen“ Impulsgebern – das können Vertreter/innen kirchlicher oder nicht-kirchlicher Organisationen sein – an drei thematisch relevanten Orten passend zum jeweiligen Motto eine Statio gestaltet. Am Schlussgottesdienst wirken Vertreter/innen der ACK Aachen mit und machen so deutlich, dass die Ökumene größer, weiter und bunter ist als nur die evangelische und katholische Kirche zu umfassen.

Schließlich gibt es von Anfang an drei nicht zu unterschätzende Konstanten: Zu jedem ÖPW gehören der Posaunenchor der evangelischen Gemeinde, ein gut gestaltetes Lied- und Textheft mit Informationen zum Konziliaren Prozess und zu den gewählten Statio-Orten und die „Pilgerprinte“, eine Kräuterprinte in Form einer Jakobsmuschel, die von einer Aachener Printenbäckerei eigens für die Veranstaltung angefertigt und den Pilgerinnen und Pilgern als Wegzehrung nach dem Aussendungsgottesdienst ausgeteilt wird. Die Teilnehmer/innen freuen sich jedes Mal wieder sehr darüber, gilt die Printe doch seit dem Mittelalter aufgrund ihrer Haltbarkeit und der darin enthaltenen Heilkräuter als „Pilgerbrot“.

Was hat sich im Laufe der Zeit verändert?

Natürlich ist die Vorbereitungsgruppe im Laufe der Zeit routinierter geworden, Aufgaben und Zuständigkeiten haben sich eingespielt. Dabei wird nach Möglichkeit charismenorientiert gearbeitet. Die „Scouts“ kundschaften potentielle Strecken aus und testen sie auf Barrierefreiheit, Wettertauglichkeit und Verkehrsanbindung. Die „Theologen/innen“ zeichnen verantwortlich für den inhaltlichen Part und die Vorbereitung der Gottesdienste, das „Orga-Team“ stellt Nutzungsanfragen bei Kommunen und Institutionen und kümmert sich um den Transport der Technik und sonstigen Materialien, die Geschäftsführung achtet auf den „roten Faden“ und leistet die Gesamtkoordination. Je nach Thema werden externe Experten einbezogen. Die Übergänge zwischen den Aufgaben sind fließend, die Arbeitsatmosphäre ist respektvoll und wertschätzend.

Auch die öffentliche und kircheninterne Wahrnehmung hat sich in den letzten Jahren verändert. Wurde anfangs das Engagement für die Anliegen des Konziliaren Prozesses zuweilen als Relikt der

Vergangenheit belächelt, scheint angesichts der dramatischen und inzwischen auch in Europa spürbaren Auswirkungen des Klimawandels das Verständnis für die mit dem Ökumenischen Pilgerweg angesprochenen globalen Zusammenhänge zu wachsen.

Welche Erfolge kann der „Ökumenische Pilgerweg“ verzeichnen?

Der Ökumenische Pilgerweg hat sich nach und nach in den Veranstaltungsprogrammen der beteiligten Kirchen und Organisationen etabliert. Die Teilnehmerzahlen sind relativ stabil. Durch die Einbindung nicht-kirchlicher Gruppen als „Gastgeber“ und „Impulsgeber“ an den Statio-Orten entstehen neue Vernetzungen und Kooperationen, die sich über die aktuelle Veranstaltung hinaus weiterführen und ausbauen lassen.

Alle Beteiligten üben sich in Respekt vor den Traditionen der anderen Kirchen und Konfessionen. Das Gemeinsame ist wichtiger als das Trennende. Die Zusammenarbeit von haupt- und ehrenamtlich Engagierten sowie von Vertreter/innen der verschiedenen Konfessionen läuft partnerschaftlich und auf Augenhöhe. Vereinnahmungen des Ökumenischen Pilgerwegs für Projekte einzelner Kirchen werden vermieden.

Der Ökumenische Pilgerweg ist ein „best-practice“-Beispiel für die Beteiligung von Ehrenamtlichen. Diese können sich je nach ihren zeitlichen Möglichkeiten und unter Berücksichtigung ihrer eigenen Kompetenzen und Interessen in die verschiedenen Phasen der Vorbereitung einbringen, sei es langfristig in der Vorbereitungsgruppe, sei es punktuell als Experte/in für ein bestimmtes Thema oder am Veranstaltungstag selbst z. B. als Pilgerführer/in oder Streckenposten. Nach erfolgreicher Durchführung eines Pilgerwegs wird den Ehrenamtlichen mit einer Einladung zum Essen für ihr Engagement gedankt.

Nicht zuletzt gelingt es den Veranstaltern, mit dem „Ökumenischen Pilgerweg“ dem massiven Glaubwürdigkeits- und Relevanzverlust der Kirchen etwas entgegenzusetzen. Indem hier aus christlicher Perspektive zu gesellschaftspolitisch brisanten Themen Position bezogen und der/die Einzelne zu engagiertem Handeln aufgerufen wird, verwirklicht sich zumindest im Kleinen und Konkreten der Auftrag der Kirchen, nah bei den Menschen zu sein und für ihre Sorgen und Nöte einzutreten.

Was haben Verantwortliche und Beteiligte gelernt?

1. Jede noch so gut geplante Veranstaltung ist kein Selbstläufer, sondern braucht eine gute Werbestrategie und Werbeträger, Menschen, die mit Herzblut dabei sind und Andere mit ihrer Begeisterung anstecken!
2. Die Vorbereitung einer Veranstaltung wie dem „Ökumenischen Pilgerweg“ hat einen Wert an sich: Das Ringen um die inhaltliche Ausrichtung, die Gespräche mit nicht-kirchlichen Impulsgebern, die Gestaltung der liturgischen Elemente unter Berücksichtigung der verschiedenen konfessionellen Hintergründe – all das ist Ökumene im Praxistest!
3. Die vom „Ökumenischen Pilgerweg“ unterstützten Anliegen des Konziliar-Prozesses sind aktueller denn je! Der Zusammenhang von Klimaschutz, Gerechtigkeit und Frieden ist in den letzten Jahren offensichtlicher und für den einzelnen Menschen erfahrbarer geworden. Aktionsformate wie „Fridays for Future“ machen dies deutlich. Hier könnten zukünftig Kooperationen eingegangen und Synergieeffekte geschaffen werden.
4. Viele Menschen wünschen sich konkrete Anstöße für das eigene Handeln nach dem Motto „Global denken, lokal bzw.“

persönlich handeln!“. Der Ansatz des „Ökumenischen Pilgerwegs, den Teilnehmern/innen Handlungsoptionen für ihren Alltag aufzuzeigen, ist richtig und sollte konsequent weiterverfolgt werden.

5. Die Kombination von Unterwegssein in der Natur und geistlichen Impulsen bzw. Gebet und Gottesdienst übt über konfessionelle Grenzen hinweg große Anziehungskraft aus. Mit Pilger-Angeboten können auch Menschen, die auf klassische gemeindeorientierte Angebote nicht ansprechen, motiviert werden, sich für Schöpfungsbewahrung und globale Gerechtigkeit stark zu machen.
6. Konfessionelle Unterschiede sind für viele Menschen nicht (mehr) nachvollziehbar und nicht relevant. Vielmehr wird erwartet, dass die Kirchen sich zu aktuellen ethischen und gesellschaftspolitischen Fragen gemeinsam äußern, mit einer Stimme sprechen.
7. Mindestens so wichtig wie miteinander zu reden, ist, etwas miteinander zu tun. Ökumene bewährt sich im gemeinsamen Handeln für und mit anderen!

Und schließlich:

8. Es gibt kein schlechtes Wetter, es gibt nur falsche Kleidung!

Wie geht es weiter?

Der nächste „Ökumenische Pilgerweg für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung“ in Aachen steht 2020 an. Und auch der 3. Ökumenische Kirchentag ein Jahr später in Frankfurt wirft seine Schatten bereits voraus. Die Ökumene bleibt also in Bewegung, in Deutschland und in Aachen.

Ralf Knoblauch

„Wir alle sind Könige“

Respekt als christliche Verantwortung¹

Gegen 100 Könige sind in den letzten fünf Jahren unter den Händen des früheren Tischlers und heutigen Diakons Ralf Knoblauch, Bonn, entstanden. Seine Könige haben eine Mission.

Pfarrreiblatt: Herr Knoblauch, Sie sagen, jeder Mensch sei ein König. Sind Sie auch einer?

Ralf Knoblauch: Ausgehend von diesem Grundanspruch verstehe ich mich auch als König. Das ist die Intention, die ich verfolge: aufzuzeigen, dass jedem Mensch die Würde von Geburt an mitgegeben ist. Zwar ist sie unterschiedlich geprägt und nicht immer gleich sichtbar, aber in jedem Menschen drin.

Kann einem Menschen die Würde genommen werden?

Ganz genommen werden kann einem die Würde nie. Aber sie ist verletzlich. Gemäß Grundgesetz wäre sie unantastbar ...

Gerade im größtem Leid – z.B. bei Krieg, Terror, Krankheit, Naturkatastrophen – zeigt sich, dass das schlimmste Leiden etwas Kreatives, Kraftvolles in sich hat. Ich hänge an Beuys' christlichem Menschenbild. Er hat sich die Frage gestellt: Sind es die aktiven oder die passiven Menschen, die die Welt mehr bereichern? Und er kam zum Schluss, dass selbst der ganz stark leidende Mensch die Welt noch mit christlicher Substanz erfülle.

Leiden ist nur im Gegenüber zu erfassen. Das Gegenüber reagiert darauf. In der günstigsten Form solidarisiert es sich.

Wie reagieren die Menschen auf Ihre Könige?

Ganz unterschiedlich, je nach Ort, wo ich sie ausstelle und je nachdem, wer sie anschaut. Kürzlich habe ich sie Flüchtlingen gezeigt. Sie haben mir erzählt, dass ihnen auf der Flucht die Würde genommen oder dass diese verletzt wurde. Und dass sie durch die positive Ansprache der Könige zu neuer Kraft gefunden haben

Ihre Könige wirken – gerade auch durch die geschlossenen Augen – sehr verletzlich. Dass sie Kraft spenden, scheint auf den ersten Blick ein Widerspruch zu sein.

Würde zeigt sich nicht unbedingt auf Anheb. Der Grundgestus meiner Könige ist immer gleich, sehr zurückhaltend, die Körperhaltung in leichten Variationen. Alle Figuren ähneln sich, mit einfachem, weißem Kleid oder Hemd, fast immer mit geschlossenen Augen, immer mit Krone. Diese ist allerdings mal auf dem Haupt, mal nicht, mal viel zu gross, mal zu klein. Für die Königswürde entscheidend ist es, wie die Figur/der Mensch mit der Krone umgeht.

Der herkömmliche König zeichnet sich aus durch Macht, Achtung, Respekt, Autorität. Das tun meine Könige ja gerade nicht. Sie sind im Grunde ein komplettes Gegenbild. Durch das Zurückgenommene, In-sich-Gekehrte, stellen sie das, was einen König stark macht, auf den Kopf. Insbesondere weist das Motiv der Blindheit darauf hin. Wer nichts sieht, ist im hohen Maß auf andere angewiesen. Man muss viel Vertrauen aufbringen, sich führen zu lassen. Die Blindheit erzeugt im Gegenüber sofort eine Reaktion: Ich muss ihm helfen, ich will mich solidarisieren ...

Verstehen die Menschen das?

Sie reagieren zumindest darauf. Inzwischen stehen Könige an mehreren öffentlichen Orten. Alle auf einer Stele, direkt auf Augenhöhe der Menschen. So kommunizieren sie direkt.

In einem Radiointerview sagten Sie, die Könige seien eine andere Art von Verkündigung. Was verkündigen sie?

Diese Verkündigung ist sehr stark verknüpft mit meiner Rolle und Person. Ich selber verkündige die Botschaft Jesu in unterschiedlichsten Formen – nicht nur in der Predigt, genauso wenn ich taufe oder beerdige. Und so findet auch über die Könige Verkündigung statt. Zum Beispiel im Sinne von: «Jeder ist ein Königskind, ein Geschenk Gottes und hat diese Würde in sich.» Bei Ausstellungen kann ich das im Gespräch ausfächern und den Menschen letztlich von Gott verkünden.

Warum ist Würde für Sie ein so großes Thema?

In meiner Arbeit als Diakon einer großen Gemeinde, die den ganzen Bonner Norden umfasst, habe ich täglich mit Menschen zu tun, deren Würde zumindest verletzt ist. 80 % der Menschen, denen ich in meiner pastoralen Arbeit begegne, haben Probleme mit Arbeitslosigkeit, Süchten und allen möglichen Krisen. Oft ist deren Würde kaum mehr erkennbar. Es ist mir wichtig, diesen Menschen mit Respekt zu begegnen.

Respekt ist allerdings ein schwieriges Thema geworden, insbesondere in Bezug auf Flüchtlinge. Es ist genau der Punkt, an dem sich unser Land spaltet. Man stellt sich Fragen nach der Obergrenze der Flüchtlingszahlen, nach dem, was für uns noch zumutbar ist. Und man vergisst, dass die christliche Verantwortung darin liegt, jedem Menschen – egal ob Christ, Muslim oder Atheist – Respekt entgegenzubringen.



Foto: Thomas Riedel

Und zu schauen, wo seine Not ist sowie nach Möglichkeiten zu suchen, ihm zu helfen.

Und was bedeuten diese Könige für Sie selber?

Meine Könige entstehen ja alle in den ganz frühen Morgenstunden. Ich würde es nie als Hobby bezeichnen wollen, mehr als kreatives, meditatives Schaffen, als integralen Bestandteil meines Lebensentwurfes. Es ist die Form, in der ich in den neuen Tag hineingehe, in einer Zeit, in der noch ganz viel Ruhe ist, bevor der normale Familienalltag losgeht. In dieses kontemplative künstlerische Arbeiten nehme ich all das mit rein, was mich seelsorgerlich beschäftigt. Auch das fließt ein, was der Tag bringen wird, von dem ich noch nicht einmal etwas weiß.

Eine Art Gebet also?

Es ist ein kreatives Tun, das sehr eng die Beziehung zu Gott aufweist und das den Begriff «Gebet» viel weiter fasst.

Sind Sie nach bald 100 Königinnen und Königen noch nicht königssatt?

Königssatt? (lacht) Nein. Ich habe eine lange Geschichte mit Königen. Viele Jahre lebte ich in Köln und hatte schon damals eine besondere Affinität zum Dom und zu den Heiligen Drei Königen, deren Schrein dort liegt. Als ich 2007 im Kölner Dom zum Diakon geweiht wurde, hat mir die Gemeinde in Bonn, wo ich Pastoralreferent war, eine Diakonstola geschenkt, auf der die Heiligen Drei Könige eingestickt sind. Und zwar nach dem Bild der schlafenden drei Könige im Säulenkapitell der Kathedrale von Autun. Seither trage ich die Könige mit der Stola an meinen Herzen. Und dort werden sie auch bleiben.

Und wie nah ist Ihnen Christus als König?

Am Christkönigssonntag predige ich schon mal gerne über diesen Christus, der königlich bejubelt in Jerusalem einzieht, ein paar Tage später niedergeschrieben wird und dann diese Leidensprozedur durchmacht. Von daher kann ich mit diesem Königsbild viel anfangen. Viele Menschen machen die Erfahrung, erst bejubelt und dann fallen gelassen zu werden, wie eine heiße Kartoffel. Das ist eine Parallele, die zu einer guten Solidarität mit Jesus führen kann.

Anmerkung:

- 1 Der Artikel gibt ein Telefoninterview zwischen Ruth Eberle und Ralf Knoblauch wieder. Erstveröffentlichung: Pfarreiblatt. Katholische Kirche Dekanat Zug (CH) Nr. 47/48 13.11.-26.11.2016. Wir danken für die Abdruckgenehmigung.

Digitaler Wandel

Eine christlich-caritative Chance!

Sie werden nicht müde, generieren ständig neues Wissen, sind an jedem Ort präsent, geben in Echtzeit eine Antwort und lernen sogar aus Fehlern, während sie komplexe Lösungen suchen: Computer. Sie arbeiten ohne Gefühl, ohne Empathie, ohne Sehnsucht nach Selbstverwirklichung und Selbstwirksamkeit, jenseits von moralischer Einsicht, nachhaltigem Handeln, einem Überlebenswillen oder gar der Hoffnung auf Erlösung und Ewigkeit. Noch ist die digitale Welt eine rechnerische Intelligenz, eben maschinell und funktional auf Basis vernetzter Daten. Aber diese digitale Welt schwingt sich auf in die Koexistenz mit den Menschen. Sie generiert neue Wirklichkeiten, die nicht nur abendlich Millionen Menschen aus allen Nationen und allen Bildungsschichten im Online-gaming versammelt, sondern ermöglicht weltweite Transaktionen im Millisekunden-Takt und verbindet 2,28 Milliarden Menschen in sozialen Netzwerken.

Digitalisierung verändert das Selbstverständnis des Menschen

Diese vernetzte Rechenleistung schlug 1997 nicht nur den Großmeister Kasparow im Schach, sondern 2017 schlugen Google Entwickler mit AlphaGo Zero auch den Großmeister Lee Sedol im komplexeren japanischen Go. Die mathematische Rechenleistung überragt die menschliche Ratio. Der homo sapiens gerät in die Krise, denn im Gegensatz zum Tier sind wir Menschen rationale Wesen, die Krönung der Schöpfung, deren Zukunft wir doch alleine verantworten müssen. Wir können uns selbst erkennen und unser Handeln reflektieren,

weil wir denken (cogito ergo sum) und als vernunftbegabte Wesen liegt es an uns, die Welt zu zivilisieren. Aber das selbst erdachte Zentrum der Welt spürt, die Weltmacht könnte neu verteilt werden. Der Mensch an der Tastatur wird zum neuen Gutenberg, der sein Wissen, seine Tätigkeiten, sein Erleben und seine Gefühle digital millionenfach verbreitet und gerade so durch menschliche Programmierleistung eine ungeahnte Menge an Wissen in ein digitales Netzwerk exportiert und potenziert. Sind wir dabei uns selbst als eine Etappe der Evolution überflüssig zu machen? Werden die Computer so intelligent wie Menschen? „Ja, aber nur für kurze Zeit“, so die kluge Antwort des Informatikers und Science-Fiction-Autors Vernor Vinge.

Werden wir also die Verantwortung für unser Leben und das Überleben an eine künstliche Intelligenz – eine quasi gotähnliche von Menschen erschaffene Macht – abgeben?

Wir stehen noch am Anfang!

Die aktuelle öffentliche Diskussion scheint – im Sinne von „German Angst“ – von einer eher emotionalen, diffusen Furcht bestimmt zu sein. Da sind die Science-Fiction-Szenarien, Waffen tragende Drohnen, da drängt sich der Vergleich mit der militärischen Nutzung der Nuklearforschung auf und wird a la Georg Orwells 1984 das Narrativ der Weltherrschaft anstrebenden wirtschaftlichen bzw. politischen Mächten gespeist. Fast wie in Goethes Zauberlehrling, scheint der Mensch die digitalen Geister, die er rief, nicht mehr einfangen zu können. Die Weltherrschaft der Robotik, so könnte man meinen, sei bereits beschlossene Sache und wir befänden uns in der Digitalisierungs-Frage in einer Art Endzeitkampf. Fast fatalistisch wird noch schnell auf die Marktmacht der big Five (Facebook, Microsoft, Google, Amazon und Apple) geschaut oder mit Unbehagen auf die digitalen Überwachungsstrategi-

en der chinesischen Staatsmacht. Ohne Frage sind Sorgen hinsichtlich von Big data, Marktmacht, politischer Einflussnahme, manipulativen Informationssystemen, wachsender Fremdbestimmung, usw. nicht unbegründet. Aber es gilt: „Bis auf Weiteres müssen wir uns nicht vor Künstlicher Intelligenz fürchten, sondern vor Menschen, die sie missbrauchen.“¹

Es gilt zunächst die Vorstellungen von kriegesischen digitalen Frankenstein oder einen die Menschheit eliminierenden neuronalen Netzwerkrechners zu entmystifizieren. Denn die damit einhergehenden Vorstellung von künstlicher Intelligenz als einer selbstbewussten autonom entscheidenden und handlungsfähigen Entität ist eine Utopie. Weder Ohnmachtsgefühle der Vernichtungsphantasien noch die Heilsversprechen mit einem technoreligiösen Charakter helfen, so Thomas Ramge. Er verweist auf die banale Tatsache, dass „das berühmte Mooresche Gesetz, nach dem sich die Leistungsfähigkeit integrierter Schaltkreise alle ein bis zwei Jahre verdoppelt, ... physikalische Grenzen“ hat. „Leiterbahnen sind bereits nur wenige Atome dick. Irgendwann greifen die Gesetze der Quantenmechanik und die Teilchen kommen durcheinander, springen von Leiterbahn zu Leiterbahn, so dass die Signale nicht mehr sauber verarbeitet werden können.“² So gesehen, zeigt sich ein von Menschen ausgelöster, zu gestaltender und zu verantwortender epochaler Wandel, den wir Digitalisierung nennen.

Versachlichung tut Not

Unabhängig von Fragen technischer Machbarkeit, braucht es den sachlichen Dialog, um die Zweckmäßigkeit und den Nutzen, die Folgenabschätzung und die ethische Dimension von digitaler Entwicklung. Schon der Begriff „Künstliche Intelligenz“ (KI) ist irreführend. Der Begriff der „Intelligenz“ bleibt unscharf und

assoziiert Identität, Selbstbewusstsein, Entscheidungsfreiheit, Denkvermögen, Auffassungsgabe, Rationalität, Urteilsvermögen, Verantwortungsfähigkeit usw. Die 1956 von Marvin Minsky geprägte Begrifflichkeit hat sozusagen einen Technik euphorisierenden Charakter. Faktisch wird heute ganz realistisch von „maschinellern Lernen“ gesprochen.

Dieses hat auf Grund der exponentiell gewachsenen Rechenleistung und mittels neuronaler Netzwerke verbunden mit der Möglichkeit des Deep Learnings (Selbstoptimierungsprozessen) und einem spieltheoretischen Ansatz (Modulation von Entscheidungssituationen) zu einer neuen Performance (Leistungsfähigkeit) geführt. Doch auch, wenn wir staunend zur Kenntnis nehmen, dass wir nach einer „Google Suche“ noch Tage später passende Artikel oder Hinweise erhalten, ist das nur die Leistung von Algorithmen. Und da meine Verhaltensweisen gespeichert sind, vergisst Google meine Suche nicht und wird unter Einbeziehung von weiteren Präferenzen meines Internetverhaltens mit mir interagieren. Dies geschieht nach festen Regeln, die Programmierer/innen im Sinne der Firmenstrategie zweckgerichtet steuern. Das verlangt nach Transparenz, Aufklärung, Bildung und Regeln der informationellen Selbstbestimmung.

Zur Entmystifizierung gehört es daher, zwischen einer schwachen KI und einer starken KI zu unterscheiden. Eine schwache KI erlaubt es, mittels Mustererkennung und algorithmischer Rechenwege gespeichertes Wissen so anzuwenden, dass mitunter bessere Ergebnisse erzielt werden, als dies Experten mit langjähriger Erfahrung bewerkstelligen. Hierzu gibt es z.B. valide Studien in der Tumordiagnostik. Eine starke KI, die sozusagen wie ein eigener Geist (mind) autonom entscheidet, Selbstbewusstsein entwickelt, eigene Ziele und Zwecke um ihrer selbst willen ggf. gegen den Menschen verfolgt, gehört aber weiterhin in Science-Fiction-Romane.³

Digitalisierung: epochal aber nicht unmenschlich

Es käme einem Turmbau zu Babel gleich, würden wir diese „neue Rechenleistung“, die eben eine „künstliche Intelligenz“ bleibt, vermenschlichen oder gar vergöttlichen. So entdeckt zwar im Edeka Spot zur „Weihnacht 2117“ ein Roboter das „Fest der Liebe“, aber eben nur, weil der Mensch es feiert. Die Welt der Maschinen draußen in der Stadt bleibt trostlos, tot und leer. Im Film „Her“ verliebt sich der Operator Theodor in die Stimme des warmherzigen, verständnisvollen Betriebssystems mit Namen Samantha. Aber „Samantha“ ist zu keiner singulären opferbereiten Liebesbeziehung fähig. Sie lebt parallel in tausenden von Beziehungen technischer Anschmiegsamkeit. Die digitale Revolution 4.0 bedeutet eine neue Ebene der Symbiose von technischen und menschlichen Fähigkeiten. Die damit einsetzenden Dynamiken verändern nicht nur das Selbstverständnis des Menschen, sondern werden auch alle bisherigen Formen gesellschaftlicher Konventionen, von Wissens- und Machthierarchien sowie politischer, sozialer und ökonomischer Steuerungsmechanismen neu justieren. Dieser Wandel ist epochal aber deshalb nicht zwingend unmenschlich.

Digitalisierung heißt Identität leben in Netzwerken

Die Erkenntnis, dass wir Menschen soziale Wesen sind, klingt heute banal, denn die Digitalisierung schafft eine potenzierte soziale Vernetzung. Mit dem Smartphone oder dem Tablet in der Hand werden wir via Bits per Daten, Text-, Bild-, Ton- und Filmformaten in Echtzeit zueinander in ein Verhältnis gebracht. Der Mensch hat nach der Sprache, der Schrift, dem Buchdruck nun eine neue Form der Kommunikation entwickelt, die seinen Möglichkeiten der Gestaltung und seiner Identität als homo faber, homo ludens und homo sapiens entspricht. Diese bisher nicht gekannten Möglichkeiten der gegen-

seitigen Wahrnehmung unserer Singularität und deren Kommunikation vermitteln neue Einsichten, Lösungen, Handlungsoptionen. Wir potenzieren die Möglichkeiten analoger Kommunikation und damit auch die bisherige soziale Wirklichkeit. In dieser neuen Unübersichtlichkeit generieren Algorithmen Ordnungsstrukturen und präsentieren dem jeweiligen User einen auf seine individuellen Bedürfnisse ausgerichteten individuellen Zugang zur Wirklichkeit. Ohne Frage, ein Einfallstor für Manipulation und eine Gefahr z.B. für die Demokratie, wie der amerikanische Präsidentschaftswahlkampf und die aktuelle Kritik an Facebook und Cambridge Analytica zeigen. Zugleich erleben wir eine Diversifizierung und Verflüssigung kultureller Praktiken und sozialer Rollen.⁴ So kann man bei Facebook jetzt auch in Deutschland zwischen 60 verschiedenen Gender-Optionen wählen.⁵ „Wir selbst und unsere Gesellschaft werden auf neue Weise vermessen“, erklärt Christoph Kucklick.⁶

Digitalisierung ist eine zu verantwortende Chance!

Digitalisierung bietet vielfältige Möglichkeiten von Teilhabe, erweitertem Zugang zu Wissen, zu medialer Kommunikation in Echtzeit, Behandlung via Bildschirm, direkte Einflussnahme auf Meinungsbildungsprozesse etc.: Medizinische Beratung im Online-Chat ohne Fahr- und Wartezeit. Pflegekräfte unterstützende Robotik erhöht die Berufszufriedenheit. Digitale Prothesen oder Exoskelette verhelfen zur Wiedergewinnung von Mobilität, Assistenzsysteme ermöglichen älteren Menschen ein selbstbestimmtes Leben in den eigenen vier Wänden, automatisierte situativ-individuelle Insulingabe bei Diabetes erhöht die Lebensqualität, Operationen mittels Telemedizin machen medizinische Spitzenbehandlung weltweit möglich und google glass lässt per skype die Bewohnerin eines Altenpflegeheims an der Taufe ihrer Urenkelin teilnehmen.

Diese technische Revolution hat wie der Buchdruck oder die Elektrifizierung Auswirkungen auf alle menschlichen Bereiche, ob Ökonomie, Arbeitswelt, Freizeit- und Konsumverhalten, Politik oder Bildung, usw. Wer hier Nostalgie betreibt, wird verändert! Ob diese Veränderungen dem einzelnen Menschen, einer positiven Entwicklung der Menschheit und dem Fortbestand der Schöpfung dienen, liegt in der Verantwortung des Menschen. Die Möglichkeiten der Digitalisierung gilt es im Begleitzug einer substanziellen ethischen Reflexion zu entdecken. Es geht um die Folgenabschätzung. Wir haben zu fragen nach der Menschendienlichkeit, dem Schutz des Lebens und dem Recht auf Selbstbestimmung, Teilhabeermöglichung, ökologischer Verträglichkeit und Nachhaltigkeit, Transparenz und Gerechtigkeit. Christen sollten als eine ethisch reflektierte Avantgarde die Chancen der Digitalisierung konstruktiv fördern, denn es geht um eine weitere Verbesserung der Lebensbedingungen von Menschen in Krankheit, mit Altersbeschwerden, mit Handicaps oder in sozialer Ausgrenzung. Die Teilhabe an digitaler Kommunikation ist nicht nur in der Demokratie zwingend erforderlich, sondern auch - im Sinne von politischer und kultureller Teilhabe sowie zur Sicherung existenzieller Bedürfnisse (z.B. Wohnung, Arbeit, ...) - allen Menschen zu ermöglichen. Es bedarf eines ungehinderten Zugangs und einer entsprechenden Grundbildung. Der Einsatz für eine digitale Alphabetisierungsinitiative steht an. Das ist ein Thema für uns Christen!

Ein christlicher Gestaltungsauftrag!

Wir haben einen christlichen Gestaltungsauftrag und wir haben zum Wohl des Menschen Handlungsorientierungen einzubringen, so z.B. den Schutz des Einzelnen vor Ausbeutung, die Durchsetzung von Persönlichkeitsrechten im Sinne des Datenschutzes und informationeller Selbstbestimmung, Förderung der Solidarität in sozialen und globalen Netzwerken, Gemeinwohlorientierung von digitalem Nut-

zen und monetären Gewinnen, Transparenz von Prozessen und Entscheidungen, ungehinderter medialer Zugang, Vereinbarung, Einhaltung und Durchsetzung ethischer Grundregeln usw. Hier muss leider immer noch eine weitgehende Sprachlosigkeit und digitale Tatenlosigkeit der heutigen Theologie und auch der Kirchen in ihrem diakonalen Anspruch attestiert werden.

Sozial braucht digital!

Die aktuelle Jahreskampagne des Deutschen Caritasverbandes greift das Thema pragmatisch auf. Es besteht die Notwendigkeit, sich über die Auswirkungen der Digitalisierung konstruktiv auseinanderzusetzen. Chancen und Risiken sind hierbei gleichermaßen zu benennen. Digitalisierung kann das soziale Zusammenleben stärken, wenn nicht falsche und angstbesetzte Zukunftsszenarien medial vermittelt werden.

So gibt es z.B. keine Pflegeroboter! Zum einen ist dies technisch überhaupt nicht in Sicht, und zum anderen zeigt die Begrifflichkeit ein „beinahe diskriminierendes und sehr verkürztes Verständnis pflegerischen Handelns.“⁷ Im Sinne einer funktionalen Versorgungspflege gibt es eine noch in der Erprobungsphase befindliche kleinere Zahl von robotischen Assistenzsystemen im Service-Bereich. Erste Prototypen können informieren, Hinweise geben, unterhalten und aktivierende Übungen vorstellen. Sie können Pflegekräfte unterstützen beim Aufrichten, Umlagern oder Umbetten von Patienten. Versuchsweise bringen selbstfahrende Serviceroboter gerade mal Getränke, Speisen und Medikamente. Vielleicht werden sie einmal waschen oder Essen anreichen. Sie ergänzen, entlasten und unterstützen.⁸ Multifunktionale autonome Robotersysteme, die perzeptive, kommunikative, empathische, sensible sensorisch gesteuerte Fähigkeiten haben und dies alles dann interagierend ausführen, sind nicht in Sicht.

Allerdings zeigen die ersten aufgabenbezogenen Assistenzsysteme, wie sich die Qualität der Pflege verbessern und mit Blick

auf den Pflegenotstand die Arbeitsbedingungen sowie Berufszufriedenheit wieder steigern lässt. Vielleicht wird es dann auch gelingen, mit teilautonomer Assistenzrobotik einer kommenden Generation von älteren Menschen ein selbstbestimmtes Leben in den eigenen vier Wänden zu ermöglichen. Telepräsenzsysteme werden Menschen helfen, ihren zu pflegenden Angehörigen auch aus großer Entfernung die passende Hilfe zukommen zu lassen (long-distance-care). Sie werden die Qualität der Dienstleistung überprüfen können und den Kontakt zur betreuten Person täglich per Internet Videoschaltfläche pflegen können. Die Bewältigung der großen Herausforderung von „long distance care“ benötigt digitale Plattformen von nachbarschaftlichen, gemeindlichen und professionellen Unterstützungsangeboten. Hier sind die Wohlfahrtsorganisationen gemeinsam mit der Politik gefordert, die neuen digitalen Möglichkeiten benutzerfreundlich anzubieten.

Die Digitalisierung führt eben nicht – wie von vielen befürchtet – zu einer beziehungsarmen, unsozialen, funktionalen Pflege, sondern zu neuen Möglichkeiten, beziehungsreiche vernetzte Pflegesysteme aufzubauen. Kommende Generationen werden nicht nur aus demographischen Gründen diese digitalen Möglichkeiten nutzen. Digitalisierung schafft Kommunikations- und Vernetzungsmöglichkeiten, die sozial und im besten Sinne caritativ genutzt werden sollten. Die Jahreskampagne verdeutlicht: Die Kirchen mit ihrem caritativen Engagement können dieses Feld nicht dem freien Markt und kommerziellen Anbietern überlassen. Als Christen haben wir den Auftrag, ethisch reflektiert die digitalen Möglichkeiten zum Wohl des Einzelnen, der Gesellschaft und eben auch global zu gestalten.

Welche Ethik bringen wir ein?

Aus dem bisher Gesagten wird deutlich: Die digitale Entwicklung bedeutet eine neue Ebene der Symbiose von technischen und menschlichen Fähigkeiten. Zu Recht

werden internationale ethische Standards angemahnt, damit diese Entwicklung allen Menschen dient und eine nachhaltige Zukunft ermöglicht.

Erst kürzlich hat die Bertelsmann-Stiftung in einer Untersuchung „Ethik für Algorithmer“ auf die Notwendigkeit einer eigenen Professionsethik aufmerksam gemacht. Es kommt Bewegung in die anstehende Diskussion. So kritisierte Erny Gillen in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung den Entwurf „Ethik-Leitlinien für eine vertrauenswürdige KI“, der im Namen der Europäischen Kommission zur Diskussion gestellt wurde. Hier werden die vier Prinzipien des medizin-ethischen Konzeptes von Tom Beauchamp und James Childress – Selbstbestimmung (Respekt vor Autonomie), Wohl des Patienten/Kunden (Schadensvermeidung), Fürsorge (Hilfestellung), Gerechtigkeit (fairer, gleicher Zugang) – um das Kriterium der „Erklärbarkeit“ erweitert. Letzteres überträgt aber die Verantwortung wieder auf den Nutzer und übergeht die „sozialethische Verantwortung“ der Unternehmen.⁹

In diesem Zusammenhang beunruhigt es, wenn Abgeordnete im Europaparlament für Roboter der neusten Generation eine „elektronische Persönlichkeit“ fordern. Es darf nicht die „Grenze zwischen Mensch und Maschine, zwischen Lebendigem und Leblosen, dem Mitmenschlichen und Unmenschlichen“ aufgelöst werden. Das haben zu Recht die katholischen Bischöfe auf europäischer Ebene angemerkt.¹⁰

„Persönlichkeit“ ist mehr als Rechenleistung von Prozessoren, Sensorik und Deep Learning von künstlichen neuronalen Netzwerken. Gerade die „Entwicklung menschenähnlicher robotischer Systeme könnte dazu führen, dass diese als Subjekte wahrgenommen werden – absichtlich oder versehentlich.“¹¹ Statt der missverständlichen Rede von einer elektronischen Persönlichkeit braucht es die ethische Unterscheidung zwischen einer personalen und technischen Autonomie. Hier verlaufen die künftigen Aushandlungsprozesse zwischen Mensch und Maschine mit der impliziten Frage nach der jeweiligen Verantwortung für maschinelles Verhalten

und menschliches Handeln. Programmierer, Unternehmen und auch Investoren bleiben verantwortlich für ihre digitalen Produkte, deren Leistungsmerkmale und deren gesellschaftliche Folgenwirkungen. Die Kirchen haben allen Grund, sich aktiv einzubringen, denn künftige digitale Entwicklungen verlangen, nicht nur verantwortungsethisch und teleologisch beurteilt zu werden. Es wird vielmehr nötig sein, eine künftige KI-Entwicklung ethisch zu steuern und im Sinne des deep learning ethisch lernen zu lassen. Fatal wäre es, wenn hier ein angloamerikanischer Utilitarismus die künftige Ethik digitaler Entwicklung bestimmt. Die digitale Entwicklung ist Menschenwerk und somit Ausdruck der von Gott dem Menschen im Schöpfungsakt anvertrauten Gestaltungsmöglichkeiten. Daher besteht neben der Aufgabe einer ethischen Reflexion die herausfordernde theologische Erörterung, in welcher Weise und ob überhaupt die Wirklichkeit Gottes sich in einer digitalen Welt zeigt.

Digitalisierung – ein Ort, an dem Gott agiert?

Für Paulus wären die heutigen Foren des Social Network von Facebook bis Snapchat der Areopag, auf dem er seine christliche Überzeugung zur Diskussion stellen würde. Ignatius von Loyola würde uns wohl heute auffordern „Gott in allen Dingen“ bzw. digitalen Prozessen und Entwicklungen zu suchen. Wenn sich im digitalen Zeitalter eine neue Beziehungswirklichkeit zeigt, dann gilt es diesen Ort als eine Wirklichkeit wahrzunehmen, an dem nach Gottes Gegenwart gefragt werden kann. Gott ist in sich liebende Beziehung, wie die Aussage seiner trinitarischen Wirklichkeit als Schöpfer, Sohn und Hl. Geist besagt. Diese Liebe ist kreativ und schafft beziehungsreiches Leben. Biblisch ist es die Schöpfung in ihrer Vielfalt von Lebewesen aller Art. Die digitale Vernetzung kann als eine Fortentwicklung dieser sozialen Vielfalt gesehen werden, die sich in ihr abbildet und neu vernetzt dar-

stellt. Daher sollten wir danach fragen, wo in dieser Wirklichkeit Gottes Liebe selbst spürbar und als anwesend entdeckt werden kann. Denn allen Bedenkträgern zum Trotz ist das world wide web voll von sozialem Engagement. Angefangen von regionalen oder globalen Hilfsprojekten, Aufrufen gegen Folter, Gewalt und Unterdrückung, Aktionen für Frieden, Versöhnung und Meinungsfreiheit, Maßnahmen zur Bewahrung der Schöpfung u.v.m. Neue Formen weltweit agierender Plattformen für Online-Aktivismus geben gerade den Unterdrückten eine Stimme und schaffen bisher nicht gekannte Formate globaler Solidarisierung. Da wird Nächstenliebe und sogar Feindesliebe konkret gelebt, die auf beste Art das menschliche Abbild einer göttlichen Liebe sind.

Digitalisierung – wir entscheiden mit!

Wie bei jedem technischen Fortschritt entscheiden wir mit, ob die Digitalisierung einer solidarischen Zukunft dient. Neue Optionen, Erkenntnisse und Prozesse haben einer Zivilisation der Liebe zu dienen und nicht den ökonomischen Interessen oder den Machtinteressen einzelner Eliten oder neuer Despoten. Das ist nicht neu.

Gutenberg verlegte als erstes Buch die Bibel. Sind wir Christen nicht aufgefordert unsere ganze Kompetenz und unsere religiöse Überzeugung vom Guten im Menschen zu digitalisieren, damit technischer Fortschritt menschlich bleibt und die digitale Entwicklung ein menschliches Abbild unseres göttlichen Ursprungs bekommt? Führt alles andere nicht zu einem digitalen Turmbau zu Babel, an dessen Ende die Menschheit scheitern könnte? Es geht um eine weitere Symbiose von Technik und Mensch. Daher sollten wir nicht unkritisch sein. Fragen wir, mit welchem Ziel arbeiten die Programmierer, das Management und die Inhaber von Rechenzentren und Netzwerken? Welchen Fortschritt braucht die Menschheit? Gerade in digitalen Zeiten braucht es eine „Ökologie des Menschen“.

Papst Franziskus fordert „ein Denken, eine Politik, ein Erziehungsprogramm, einen Lebensstil und eine Spiritualität, die einen Widerstand gegen den Vormarsch des technokratischen Paradigmas bilden“¹², wenn dieses eben rein funktional und ökonomisiert daher kommt. Wir entscheiden, ob Digitalisierung das Gott gewollte Beziehungsgefüge der Lebewesen zueinander und zu ihrer Umwelt erweitert.

Anmerkungen:

- 1 Thomas Ramge, Mensch und Maschine. Wie Künstliche Intelligenz und Roboter unser Leben verändern. Ditzingen 2019, S. 92.
- 2 Ebd., S. 85.
- 3 Vergleiche zu schwacher und starker KI, auch Lukas Brand, Künstliche Tugend. Roboter als moralische Akteure, Regensburg 2018. S.40ff, sowie Alexander Filipovic, Wenn Roboter präziser und unermüdlicher agieren können ... : Salzkörner 25, Jg Nr. 1. Februar 2019. Hg. Zentralkomitee der deutschen Katholiken, S. 4f.
- 4 Felix Stadler, Kultur der Digitalität. Berlin 2017, S. 49.
- 5 04.09.2014 Die Welt.de, <https://www.welt.de/kultur/article131905819/Was-Facebooks-Gender-Wahl-ueber-unsere-Welt-verraet.html>
- 6 Christoph Kucklick, Die granulare Gesellschaft. Wie das digitale unsere Wirklichkeit auflöst. Berlin 2016, S.10.
- 7 Denny Paulicke u.a., Partizipative Integration von technischen Innovationen in der Versorgung: Blätter der Wohlfahrtspflege 1-2019, S.21-23, hier S.21.
- 8 Vgl. Oliver Bendel, Pflegeroboter aus ethischer Sicht: Blätter der Wohlfahrtspflege 1-2019, S.24-26, hier S.24.
- 9 Vgl. Frankfurter Allgemeine, Wollen wir Sicherheit oder Wettbewerb?, 9.1.2019, <https://www.faz.net/gsf-9iiji>
- 10 The catholic church in the european union, Robotization of Life. Ethics in view of new challenges. January 2019, S.4.
- 11 Elisabeth Gräß-Schmidt u. Christian P. Stritzelberger, Ethische Herausforderungen durch autonome Systeme und Robotik im Bereich Pflege: ZS für Medizin und Ethik Heft 4-2018, S. 357-72. hier S.367.
- 12 Enzyklika Laudato si' von Papst Franziskus, über die Sorge für das gemeinsame Haus, Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls, Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz 4., korrigierte Auflage 2018. LS 111.

Christina Kumpmann

„900 Jahre vor der Schöpfung“

Archäologie und die Bibel zwischen Historizität und Wahrheit

Der folgende Artikel ist eine Reflexion persönlicher Erfahrungen in einem Kurs zu biblischer Archäologie im Januar 2019 in Jerusalem. Die konkreten Inhalte des Kurses sind weniger Thema dieses Artikels. Fast interessanter – wenn auch zugegeben auch anstrengend – war die unterschwellig stets präsente Frage nach der Historizität der biblischen Texte, oder, um die Brisanz der Frage für einige meiner Kurskollegen zu verdeutlichen: nach der „Wahrheit“ der Bibel.

Ausgehend von diesen Erfahrungen werde ich einen Blick auf meine eigene Haltung, auch in der Lehre an der RWTH Aachen werfen.

Setting: Kurs „Biblical Archaeology“

Zunächst ein paar grundlegende Informationen: Der 3-wöchige Kurs „Biblical Archaeology“ wird seit ein paar Jahren im Januar an der „Rothberg International School“ an der Hebrew University in Jerusalem angeboten. Adressaten sind Studierende und Menschen mit akademischem Hintergrund aller Fachrichtungen, also nicht primär Theologen. Diese offene Ausschreibung schlug sich im Kurs 2019 insofern nieder, als dass neben Geschichtslehrern, einer Archäologie-Studentin und einem Pastor auch z.B. ein Jura-Student und eine Anwältin teilnahmen – Altersspanne zwischen 20 und Mitte 60. Weit gefächert waren auch die Herkunftsländer der Teilnehmer/-innen: Australien, Neuseeland, China, Indien, Russland, Ghana, Kanada, USA – und (als einzige Europäerin) Deutschland. Abgese-

hen von einer Jüdin waren – meines Wissens – außer mir alle anderen Christen reformatorischer Denominationen.

Geleitet wurde der Kurs von drei Dozenten: Wayne, Assyriologe am archäologischen Institut der Hebrew University; Igor, Archäologe in Oxford; Zach, Archäologe/Bibelwissenschaftler aus Sydney. Es handelte sich nicht um einen Ausgrabungskurs, sondern – abgesehen von Exkursionen – um einen regulären Vorlesungs-Kurs, bei dem die Zeit von 2000 bis 600 v.Chr. abgeschrieben wurde.

Ungewohnte Diskussionsinhalte

Die Bibel war Referenzrahmen für die archäologischen Fragen, so dass natürlich stets im Raum stand, wo die Befunde zueinander passen und wo die Archäologie der biblischen Darstellung widerspricht. Es ist nicht ganz klar, ob dieses Thema absichtlich weitgehend aus dem Kursinhalt ausgeklammert wurde – sinnvoll war es aber jedenfalls, da hermeneutische Diskussionen ohne die Beschäftigung mit den Texten nicht möglich wäre, was aber wiederum nicht Kursinhalt war.

Die beiden, die sich am deutlichsten für diese Fragen interessierten bzw. dem kritischen/differenzierten Umgang mit der Bibel am kritischsten gegenüber standen, waren Sunil aus Indien und Ken aus Kanada. Sunil ist Pastor in einem Missions-/Ausbildungszentrum in Südindien. Relativ sprechend für seine Haltung ist vielleicht die kurze Unterhaltung, die ich mit ihm im Davidson-Center, der Ausgrabungsstätte südlich des Tempelberges in Jerusalem hatte. Igor führt uns dort und zeigte den Tunnel, den König Hiskija zur Wasserversorgung der Stadt hatte graben lassen – wie auch in der Bibel in 2 Kön 20,20 berichtet würde. Irritierte Frage von Sunil: Igor habe sich doch am Vormittag als Atheist bezeichnet; wie es denn sein könne, dass er nun sage, dass die Bibel Recht habe?

Ken aus Kanada hat keinen theologischen Hintergrund, sondern arbeitet als Krimi-

nalanalytist im Bereich der organisierten Kriminalität. Er ist also von Berufs wegen ein kritischer und rationaler Mensch ohne Illusionen über die Welt und die Menschen. Bezüglich unserer Kursinhalte zeigte sich dies auch deutlich, denn er hatte immer den Anspruch, die Quellen selber zu sehen und zu bewerten; allerdings immer mit einem klar apologetischen Ansatz – kritisch betrachtete er eigentlich nur das, was der biblischen Darstellung widersprach. Einmal hörte ich von ihm einen Teilsatz, der vielleicht die grundlegende Denkweise repräsentieren kann: „... that's why I can't believe in the evolution.“ Für Ken war der Kurs sicher eine große Herausforderung, z.B. schon, als Igor folgenden Witz erzählte: Er sei bei einer archäologischen Ausgrabung gewesen, die Funde aus dem 7. vorchristlichen Jahrtausend barg. Passanten mit offensichtlichen religiösen Interessen hätten nach der Datierung fragten: Ob die Funde aus der römischen Zeit, der Zeit des zweiten oder vielleicht sogar des ersten Tempels stammten? Igors Gegenfrage: „In biblischer Zeitrechnung?“ – „Ja.“ – „Naja, dann 900 Jahre vor der Schöpfung.“

Im Folgenden will ich ein paar Ausgangspunkte oder Anlässe der Diskussion kurz skizzieren:

Noah – mesopotamische Kon-Texte

Ein wichtiger Motor für die moderne historisch-kritische Exegese waren bzw. sind die Altorientalistik und die Kontexte der Bibel, wie etwa sumerische und babylonische Quellen für die Sintflutgeschichte(n). Aus den altorientalischen Texten lassen sich verschiedene Überlieferungsstränge dieser Geschichte nachzeichnen, die jeweils entscheidende eigene Akzente bzw. Details aufweisen – Namensanpassungen (Personen, Berge, Götter), theologische Positionen usw.; so trägt im ältesten bekannten schriftlichen Beleg dieser Geschichte, dem Atrahasis-Epos (19. Jh. v.Chr.), der Berg den Namen Nisir/Nimusch (ein Berg im irakischen Kurdistan).

Sunil und Ken wurden beide sehr unruhig bei dem Verweis auf die altorientalischen Quellen. Sunil berichtete, dass er seinen Schülern immer erklären würde, dass es natürlich in vielen Völkern Berichte über die Sintflut geben müsse – denn schließlich sei sie ja auf der ganzen Erde gewesen. Dabei scheint ihm nicht bewusst zu sein, dass diese Argumentation die Historizität der Bibel nicht rettet, da dann immer noch die biblische Erzählung (mit den entsprechenden Namen usw.) als die zuverlässige behauptet werden müsste. Oder aber, es geht nur noch darum, überhaupt eine Flut als historisch annehmen zu können und von den Details abzusehen. Für Ken war ganz neu, dass es weitere altorientalische Geschichten gibt und Abhängigkeiten zwischen ihnen bestehen. Er erkundigte sich, ob denn überhaupt schon einmal Archäologen auf dem Ararat und auf dem Nisir/Nimusch nach der Arche gesucht hätten.

Solche Suchen werden nur noch von biblizistischen Gruppen unternommen. Archäologisch ist die Flutgeschichte kein relevantes Thema (mehr), textlich und ethnologisch wegen der Vielzahl der überlieferten Quellen aus so unterschiedlichen Kulturen um so mehr. An diesem Beispiel ist mir bewusst geworden, wie sehr dieses wörtliche Verständnis der biblischen Texte auch limitiert und wie viele Fragen dann nicht verfolgt werden. Gerade die Flutgeschichte(n) in Genesis 6–9 eignen sich für biblische Methodenseminare etc. hervorragend, um die historisch-kritischen Methoden vorzuführen, weil z.B. Quellenscheidung in diesem Bereich einfach zu erklären ist. Die theologischen Schwerpunktsetzungen der biblischen Geschichten im Vergleich miteinander und mit ihren altorientalischen Kon-Texten sind bei einem wörtlichen/historischen Verständnis nicht relevant. Damit verlieren die biblischen Texte weitgehend ihre Relevanz, da sie ja genau (theologische) Reaktionen auf und Auseinandersetzungen mit den Vorlagen sind und die Auseinandersetzung damit vom Text her vorgegeben ist!

Erzelterner – Rechtstexte als Beleg für Einzelstory

Das 2. Jahrtausend v. Chr. war insofern von Interesse für den Kurs, als dass es recht umfangreiche Überlieferungen von Keilschrifttexten gibt, die verschiedene Rechtsgebiete berühren. Die biblische Zeitrechnung setzt die Erzelternerzeit in diese Zeit.

In der biblischen Forschung herrschte relativ lange eine optimistische Haltung bezüglich der historischen Auswertbarkeit der Erzelternerzählungen der Bibel – so als gäben die biblischen Geschichten wie durch ein Fenster Einblick in die Zeit vor der Sesshaftwerdung Israels. Dabei wurden Parallelen aus den genannten Rechtstexten aus dem mesopotamischen Bereich gezogen. Diese optimistische Sicht wird nicht mehr vertreten; die historische Auswertbarkeit gilt als sehr begrenzt und die Überlieferungsgeschichte wird als deutlich weniger verlässlich gesehen.

Dennoch war genau dies das Vorgehen im Kurs. Nun ist es durchaus von Interesse, durch andere Quellen bestimmten Hintergründe von Erzählungen auszuleuchten – z.B. welche Rolle Nebenfrauen bzw. Sklavinnen und mit ihnen gezeugter Nachwuchs spiel(t)en. Der Trugschluss, der dabei entstehen kann, ist allerdings, die Existenz von Vorschriften in fremden Rechtssystemen, die (in Teilen) zu biblischen Geschichten um die Brautwerbung der Erzelterner passen, als Beleg für die Historizität dieser Figuren und Geschichten anzusehen. Abgesehen davon, dass ein solcher Schluss nicht zulässig ist, übersieht diese Verbindung, dass die Rechte und Regeln prinzipiell auf die meisten patriarchalen bzw. traditionellen Gesellschaften passen – bis in die heutige Zeit.

Exodus – mit Wundern alles erklärbar

Die bisher genannten Beispiele erscheinen als Themen theologisch noch nicht so brisant. Über die (fehlende) Historizität von urgeschichtlichen Erzählungen lässt sich in kirch-

lichen Kreisen hierzulande meist (!) entspannt sprechen. Ohne an dieser Stelle das Fass zum Neuen Testament aufzumachen, denn da ist die Diskussionslage eine gänzlich andere, wird es auch beim nächsten AT-Thema schon brisanter: Die Frage nach archäologischen Quellen zum Exodus. Die kurze Antwort im Kurs dazu war: Es gibt nichts, gar nichts – und das, obwohl es etwas geben müsste. Folgende Punkte wurden besprochen:

1. Zeit. Die biblischen Zeitangaben sind nicht vereinbar – anhand von innerbiblischen Jahreszahlungen wäre der Exodus ins 15. Jh. zu datieren, die Zwangsarbeit fand aber laut Ex 1,11 für die Städte Pitom und Ramses statt, die erst unter Ramses II. (12. Jh.) gegründet wurden.

2. Flucht? Das ägyptische „Neue Reich“ regierte von 1550-1070 v.Chr. die gesamte Küstengegend des östlichen Mittelmeeres bis zum Euphrat. Das bedeutet: Im gesamten Zeitraum, der für den Exodus in Frage käme, war Kanaan/Palästina unter ägyptischer Herrschaft; ein Exodus als Flucht von Ägypten nach Ägypten?

3. Archäologie. Laut Num 1,46 haben 603.550 israelische Männer – also gut 2 Mio. Menschen insgesamt – Ägypten verlassen. Eine solche Volksgruppe hätte Spuren hinterlassen: Im Ankunftsland, das damals von nur ca. 100.000 Menschen besiedelt war, sowie auf dem Weg. Die Wüstenstationen, die die Bibel nennt, können eine solche Menschenmenge nicht ernähren und es gibt dort keine archäologischen Funde – wohl aber von Nomaden aus noch früheren Zeiten. Die materielle Kultur Kanaans zeigt keine Veränderung in dieser Zeit (z.B. ägyptische Einflüsse/Fähigkeiten in der Töpferei). Nichts spricht für eine Zuwanderung in markantem Ausmaß.

Die Diskussion dieser Befunde führte schnell in eine Sackgasse: Argumentiert wurde von Kursteilnehmern mit den in der Bibel erzählten Wundern: Versorgung mit Wasser, Wachteln und Manna. Vorratshaltung habe es ja nicht geben können (vgl. Ex 16,20), so dass keine Keramik gebraucht wurde und keine Fähigkeiten an die nächste Generation weitergegeben wurden. Wie

gesagt: eine Sackgasse. Gegen Wunder kann man nicht diskutieren – bzw. eigentlich ist es umgekehrt: mit Wundern kann man nicht redlich argumentieren.

Dass Archäologie immer interpretiert werden muss und entsprechend debattiert wird, gehört zur wissenschaftlichen Redlichkeit. Aus der Einschränkung zogen einige Teilnehmer allerdings das Fazit, dass also alles relativ und unklar sei: archäologische Widersprüche zur Bibel sind keine. Zum Teil gab es einen fast absurden Willen, Lehrinhalte nicht zur Kenntnis zu nehmen, d.h. sich nicht davon verunsichern zu lassen.

Ignoranz und Desinteresse als Schutz

Bei den Abschlussreferaten fand ich die Haltung von Sunil auch sehr fragwürdig, die sich in seiner Einleitung zeigte: „Wenn ihr jetzt mein Referat hört, könnte es sein, dass ihr euch fragt, ob ich in den vergangenen drei Wochen eigentlich im Kurs gewesen bin...“, woraufhin er dann eine Präsentation vorführte, mit der er u.a. die Möglichkeit einer Datierung des Exodus retten wollte.

Einige der Kursteilnehmer hatten noch nie vorher Infragestellungen der Historizität der Bibel gehört. Einige hatten schlicht die Bestätigung der biblischen Geschichten erwartet (z.B. dass die Archäologie in der Nähe von Jerusalem Skelette der 185.000 assyrischen Soldaten gefunden hätte, die laut 2 Kön 19,35 vom „Engel Gottes“ im Jahr 701 v.Chr. in einer Nacht erschlagen worden sind). Insofern stellt schon die Darstellung zum Exodus vor einige Herausforderungen. Da wir die biblischen Texte selber nicht behandelt haben, konnte die Frage, was diese Texte sind (wenn sie eben nicht historische Berichte sind), nicht zur Sprache kommen.

Einmal haben wir kurz über Julius Wellhausen gesprochen und die Idee, dass der Pentateuch aus mehreren Quellen bestehen könnte (und nicht Mose der Autor war). Sunil fragte mich anschließend, ob Wellhausen immer noch an deutschen Unis gelehrt würde – er hätte auch von Universitäten gehört, die das „gar nicht mehr akzeptieren“.

Meine Antwort war ein klares Ja; m.E. wollte er bestätigt bekommen, dass sich die deutsche Exegese bekehrt hätte und von diesen Fragen (wieder) abgerückt sei. Stattdessen stimmt es natürlich, dass Wellhausens Quellentheorie nicht mehr gelehrt wird – einfach deshalb, weil die Forschung inzwischen 100 Jahre weiter ist und sich vieles differenziert hat. Andererseits sind alle historisch-kritischen Exegeten nach wie vor Wellhausen-Schüler, wenn man so will.

Ich muss zugeben, dass ich Schwierigkeiten habe, die Krise, die für manche Menschen der kritische Umgang mit der Bibel mit sich bringt, innerlich nachvollziehen zu können, da ich in meinem Studium eine solche Krise nicht hatte. Woran das liegt, weiß ich nicht – werden da ggf. entscheidende Weichen im Religionsunterricht gestellt? Fast im Gegenteil ist erst mit dem Studium die Bibel für mich interessant geworden. Mit der Erkenntnis, dass die Evangelien bestimmte Profile und theologische Aussagen verfolgen und die alttestamentlichen Bücher bestimmte Zeitkontexte haben und theologisch darauf reagieren, haben sie für mich erst eine Bedeutung bekommen. Das Studium hat mir damit Zugänge eröffnet, die ich als wertvoll erfahre.

Biblische Texte sind Theologie

Die Frage, welche theologischen Absichten dahinter stehen, wenn die altorientalischen Flutgeschichten auf- bzw. umgearbeitet werden, oder welche Elemente die zwei Versionen, die in Gen 6-9 zusammengearbeitet wurden, auszeichnet, ist für mich spannender als die archäologische Suche von Holzresten auf dem Ararat. Die Frage nach der Historizität verbaut die theologisch herausfordernden Fragen, was für ein Gottesbild vertreten wird, wenn dieser als Ursache für eine solche Vernichtung dargestellt wird und wenn ihn etwas „reuen“ kann. Die Erzelterngeschichten haben so viele Dimensionen der Bedeutung, dass man gar nicht alle aufzeigen kann. Das kritische Potenzial, das etwa bezüglich der bestehenden Gesellschaftsordnungen

in ihnen steckt (wenn sie zum Beispiel die Unsichtbaren wie die Sklavin Hagar in die Mitte stellen) und wie sie die Geschichte des göttlichen Segens nicht mit strahlenden Helden, sondern mit charakterlich sehr zweifelhaften Figuren erzählt, kommt bei einem naiv-wörtlichen Verständnis kaum zur Geltung. Für die Exodus-Geschichten gilt, dass sie so schwer zu datieren sind, weil offensichtliche Jahrhunderte von Erfahrungen integriert wurden. Die Offenheit dieser Texte sind ein Gewinn, denn darin zeigt sich, dass ihr Hoffnungspotenzial größer ist als ihr historischer Kontext.

Alle diese Fragen stellen sich dann aber nicht, obwohl die Geschichten nicht einfach historisch gesehen werden, sondern weil sie es nicht sind, sondern Literatur. Sie sind nicht „neutrales“ Abbild von Geschehnissen, sondern Darstellungen mit einem bestimmten Ziel. Über diese Ziele offen debattieren zu können und dabei auch die eigenen Ziele und Anliegen möglichst im Blick zu haben, ist der Gewinn bei distanzierter Auseinandersetzung. Diese Reflexion ist nicht nur intellektuelle Spielerei.

Studierende in Aachen

Studierende bewegen sich in dieser Hinsicht auf sehr unterschiedlichen Ebenen. Neben den Studierenden mit hoher Reflexionsfähigkeit und Fähigkeit zu angemessen wissenschaftlichem Umgang mit Texten gibt es Studierende, die auch am Ende des Studiums noch Umgänge mit der Bibel zeigen, die als „naiv“ zu charakterisieren sind. Zumeist wird es sich dabei um das sog. Religionsstunden-Ich¹ handeln. Studierende schlüpfen – genauso wie Schülerinnen und Schüler im Religionsunterricht – in Rollen, von denen sie glauben (!), dass sie von ihnen erwartet werden. Das kann dazu führen, dass sich in einer Klausur eine moralische Empörung darüber findet, dass Moses Mutter ihren Sohn auf dem Fluss aussetzt, oder zur Rücknahme von kritischen Fragen im Seminar, weil man so etwas bei den Theologen doch sicher nicht fragen dürfe.

Leserbrief

Zu Egbert Ballhorn: Die Bibel in der Liturgie der Gemeinden (Heft 5/2019, S. 131–136)

Ein kritischer Umgang mit der Bibel hat nicht die Entzweigung mit Glaubensinhalten zum Ziel, sondern die Reflexion und den Bruch mit unreflektierter Naivität, ohne den keine Diskussionen möglich ist. Wer sich etwa auf Wunder zurückzieht, ist kein greifbarer Gesprächspartner. Kritisches Denken richtet sich gegen (zu) einfache Weltbilder. Gegen Komplexität und Anstrengung kann (universitäre) Theologie kein Schutzraum sein.

Die zum Teil fast bewusst naive Haltung von Kursteilnehmern in Jerusalem hat gezeigt, wie sehr global gesehen eher der (historisch-)kritische Zugang der Spezialfall im Umgang mit der Bibel ist. Auch 120 Jahre nach dem Babel-Bibel-Streit gibt es die schon damals geäußerte Sorge, wenn nur irgendetwas in der Bibel als nicht-historisch bezeichnet würde, alles darin Enthaltene sinnlos sei.

Größte Glaubensfrage: Schnee oder kein Schnee?

Zuletzt muss allerdings festgehalten werden, dass die meistdiskutierte Glaubensfrage im Kurs gänzlicher anderer Natur war. Alle paar Jahre fällt in Jerusalem im Winter Schnee, in diesem Jahr am 17. Januar abends: weiß vom Himmel und auf dem Boden, ausgelassene Stimmung im Studentendorf – für manche der erste Schnee ihres Lebens. Doch genau daran entzündete sich das Problem: Schnee oder kein Schnee? Die Kursteilnehmer aus Ländern mit Winter-erfahrung (Russland, Kanada, New York, Deutschland) waren sich einig, dass es sich bei der weißen Masse auf dem Boden auf dem Mount Scopus um Hagel handelte; da die Australier aber nun einmal so gerne glauben wollten, dass sie auch einmal Schnee gesehen hätten, haben wir ihnen diese Überzeugung gelassen...

Anmerkung:

- ¹ Vgl. Michael Roth, Art. Das Religionsstunden-Ich, in: WiReLex (<https://www.bibelwissenschaft.de/stichwort/200389/>).

Die Klage des Autors, die die Not eines Laientheologen beim sonntäglichen Zuhören der Predigt artikuliert, trifft einen zentralen Punkt unseres kirchlichen Lebens und Überlebens. Bei mir führt diese Not gelegentlich zu physischem, ja pathologisch fassbarem Leid. Nach der Predigt eines auf sich selbst stolz seienden Diakons in der Christmette war ich mehrere Tage richtig krank. Nun ist es jedoch so, dass die Kritik von nicht predigen dürfenden Laien gegenüber predigen müssenden Geistlichen immer einen doppelten Beigeschmack hat. Einerseits mag es die verletzte Eitelkeit des laikalen Bibelprofessors sein, der vom Kirchenrecht her lehren, ja mitunter den Priesteramtskandidaten das Predigen lehren soll, aber selbst nicht predigen darf. Andererseits trifft eine Pauschalkritik an der Qualität der Predigt viele Geistliche, die ihre Arbeit hervorragend machen und denen deshalb unser ganzer Respekt gilt! Ersteres beobachte ich gelegentlich bei mir selbst, letzteres möchte ich ausdrücklich betonen!

Gut, dass Ballhorn diese Debatte angestoßen hat, aber leider hat er seinen Beitrag hoffnungslos überfrachtet und gleich mehrere Missstände angesprochen, wo doch jeder einzelne eine spezielle Aufmerksamkeit erfordert. Ich möchte mich deshalb in aller Kürze auf die Predigt konzentrieren und mit Ballhorn die Unfähigkeit vieler Geistlicher zur biblischen Predigt beklagen. Wo mögen da die Gründe liegen? Den Bibelwissenschaften kommt doch im Theologiestudium ein fast gleichhoher Wert wie der Dogmatik zu – gemessen in Semesterwochenstunden. Daran kann es also nicht liegen. Auch sind die Fakultäten angewiesen,

die biblischen Sprachen zu vermitteln, damit die Priester (gelegentlich) auch einmal in den Urtext schauen können. Spätestens hier bahnen sich Katastrophen an, die viele Studierende nach Institutionen suchen lassen, wo man solches „geschenkt“ bekommt, Institutionen, die von unseren Bischöfen durchaus gefördert werden, weil ja irgendwo die Priester herkommen müssen, die unsere Kirche braucht. Nach Studium und Priesterseminar werden die Kandidaten geweiht, wodurch offensichtlich alle persönlichen Defizite schlagartig nivelliert werden. An mindestens drei Bereichen wird sofort sichtbar, dass das aber nicht stimmt: am Umgang mit den kirchlichen Finanzen, am Umgang mit den Frauen in der Kirche und leider dann auch in der Predigt. Ich möchte hier ausdrücklich nicht bei der Klage bleiben, sondern mit aller Eindringlichkeit mahnen, diesen Systemfehler möglichst zügig abzarbeiten.

Ballhorn spricht von einem „Webfehler der Eucharistiefeier“. Dem möchte ich widersprechen, denn die Geistlichen haben alle Möglichkeiten, dem Wortgottesdienst die nötige Wertschätzung zukommen und das Evangelium nicht schon nach wenigen Minuten vorbeirauschen zu lassen. Der Begriff des „Webfehlers“ regt mich jedoch an zu fragen, warum denn unsere Heilige Schrift, die zentrale Offenbarungsurkunde des Judentums und des Christentums, in der Liturgie notorisch zu kurz kommt. Gehen wir dieser Frage nach, enden wir wiederum in der Aporie eines Systemfehlers unserer Kirche: Der gegenwärtige Absturz unserer Kirche ist ja nicht einzigartig in der Geschichte. Ein Blick in das Pontifikat Gregors XVI. im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts zeigt so viele verblüffende Übereinstimmungen mit der heutigen Situation, dass man doch meinen würde, unsere Kirche hatte daraus schon längst etwas lernen können. Aber sie macht gegenwärtig genau dieselben Fehler. Für Gregor war der Liberalismus der von ihm ausgemachte bitterste Feind der Kirche, den es mit allen Mitteln zu bekämpfen galt. Zwei Mittel

erschieden ihm dazu nur allzu probat: die strikte Beibehaltung, ja die Verschärfung des Traditionalismus im Rückzug auf die kirchlichen Traditionen und – jetzt wird es heiß – das Verbot, den Laien eine Bibel in die Hand zu geben, denn Gregor machte in seiner Enzyklika „Mirari vos“ vom 5.8.1832 die Bibelanstalten und die vor allem von Johann Michael Sailer (Pastoraltheologe in Landshut; 1800–1822) und Johann Baptist Hirscher (Moral- und Pastoraltheologe in Tübingen; 1817–1837) propagierte Bibelkatechese für die Aufmüpfigkeit des Christenvolkes gegenüber der Hierarchie verantwortlich.

Trotz „Providentissimus Deus“ Leos XIII. (die kirchliche Autorität hat die alleinige Deutungshoheit über die Bibel) und „Divino afflante Spiritu“ Pius XII. mit seiner Betonung der historisch-kritischen Exegese und trotz „Dei Verbum“ des II. Vatikanischen Konzils ist in der Realität die Minderwertung der Heiligen Schrift geblieben – wohl auch als latente Gegenreaktion gegen die Kirchen der Reformation. Woher kommt eigentlich die Angst, ein gewissenhafter Umgang mit der Heiligen Schrift führe nahezu automatisch zur Kirchenkritik? Fürchtet sich die aus den Rudern gelaufene Hierarchie der Kirche etwa vor der Einfachheit und Frische der kleinen Urgemeinde?

So müssen wir uns also nicht wundern, wenn wir sonntäglich vielfach nach den Predigten Magendrücken haben. Lassen wir dabei auch ganz außer Betracht, dass sich diese Situation durch ausländische Geistliche keineswegs verbessert. Manchmal hat man den Eindruck, die Eucharistiefeier wird zu einer magischen Zeremonie reduziert, in der von einem männlichen Priester gleich welchen intellektuellen und/oder sprachlichen Zuschnittes „gewandelt“ wird, selbst wenn das Volk schreiend davonläuft oder sich heimlich davonschleicht.

Wenn nun also die Kirche daran offensichtlich nichts ändert, dann frage ich mich, was wir Laien denn tun können und

warum wir etwas tun müssen. Nehmen wir ein Beispiel aus meiner direkten Umgebung: Ein Chirurg des Klinikums kommt sonntags um 10 Uhr mit seiner Familie zum Hochamt, das von einem 85jährigen Geistlichen geleitet wird. Nach der Messe stehen wir zusammen. Ich erfahre, dass er Tag für Tag im OP steht und arbeitet. Nur sonntags kann er sich für einige Stunden seiner Familie widmen und mit ihr zur Kirche gehen. Das heutige Hochamt hat ihm gereicht! Die Zeit mit der Familie ist ihm zu kostbar, um sich von unverständlichen Plattitüden und theologischen Seifenblasen beschallen zu lassen. Ob die Kirche begreift, dass wir nicht nur viele Menschen verlieren; wir verlieren an erster Stelle die Besten!

Uns Laintheologen bleibt nur eins: uns selbst einzubringen, wo es möglich ist: Das kann darin bestehen, dass ich dem Geistlichen auf seine Predigt ein Feedback gebe – das kann für beide unangenehm sein oder im Gegenteil sehr erfreulich; dass ich den Mut zum Bessermachen habe und meine Hilfe dem Priester anbiete, wobei mir das Predigtverbot für Laien nicht ernsthaft hindert, denn mir ist das Wohl der Mitchristen entscheidend. Für sie soll die sonntägliche Eucharistiefeier ein freudiges Ereignis sein, aus dem sie für die ganze Woche zehren. Sie dürfen nicht hungrig nach Hause gehen – um einen Begriff Ballhorns aufzugreifen. Da kann ich es dann auch verschmerzen, wenn nicht alle Lesungen vorgetragen werden, wenn nur so das eine Wort der Lesung oder des Evangeliums noch deutlicher verinnerlicht werden kann.

Noch eins: Ich habe mir in meiner laikalen Seelsorge folgendes zu eigen gemacht: Bei der Vorbereitung des Gottesdienstes versuche ich, durch alle – oder die meisten – Texte und Gebete hindurch einen tragenden Gedanken des Evangeliums ins Wort zu heben. Nach einigen Momenten der Stille nach der Kommunion versuche ich, diesen Gedanken in einer kurzen Meditation abschließend zu formulieren und zum „Mitnehmen“ schriftlich auszulegen. Das sind

im Jahr ca. 50 Meditationen. Sie werden gelesen, in Krankenhäuser und Altenheime mitgenommen und weitergegeben. Das ist nur eine von vielen Möglichkeiten, aber eine, die angenommen wird und ankommt.

Unsere Christenmenschen sind hungrig, die Speisung muss aber abwechslungsreich, wohlschmeckend und gesund sein, soll sie denn das bewirken, wozu sie bestimmt ist: zu heilen. „Fast food“, d.h. Predigten von der Stange sind pures Gift.

Abschließend sei noch die Frage erlaubt, wo denn die Kirche noch auf ihre Gläubigen trifft: Abendvorträge, Bibelkreise, Arbeitsgruppen existieren, aber es sind doch meistens dieselben Leute, die man hier trifft, unsere treuen Frauen und Männer der Kirche. Die Katechesen der Erstkommunionkinder und der Firmlinge sind wichtig, aber leider temporär und nur selten nachhaltig. Es ist doch der Sonntagsgottesdienst, der zwar wenige, aber doch die meisten Gläubigen erreicht. Hier muss die Kirche sich mit ihrer ganzen Kraft einbringen, und die Gelegenheit dazu ist die Predigt, die die Heilsoffenbarung unseres Gottes, die frohe Botschaft uns Menschen nahebringt. Wer dies als Verkürzung der Eucharistie verstehen will, hat mich missverstanden.

Prof.em. Dr. theol. Heinz-Josef Fabry, Bonn

Auf ein Wort

kirche

k ein selbstton -

i nspirierter

r esonanzkörper -

c hor der

h offenden und

e wigkeitsbegnadeten

Michael Lehmler

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Uta Raabe, Niederwallstraße 8-9, 10117 Berlin | Manfred Glombik, Tosmarblick 35, 31141 Hildesheim | Andrea Kett, Bischöfliches Generalvikariat Aachen, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Ralf Knoblauch, Roncallistraße 27, 53121 Bonn | Bruno Schrage, Diözesan-Caritasverband für das Erzbistum Köln, Georgstraße 7, 50676 Köln | Dr. Christina Kumpmann, Bischöfliches Generalvikariat Aachen, Klosterplatz 7, 52062 Aachen

Beirat: Domkapitular Rolf-Peter Cremer, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Petra Dierkes, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Uta Raabe, Niederwallstraße 8-9, 10117 Berlin | Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Hildesheim, Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7001, Fax (0221) 1642-7005, E-Mail: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

Der jährliche Bezugspreis beträgt 36,00 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 3,50 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

ISSN 1865-2832

Ritterbach Verlag GmbH · Friedrich-Ebert-Straße 104 · 50374 Erfstadt
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E